

Die Politische Meinung

2015

Was vor uns liegt

- ZUM SCHWERPUNKT** Thomas Petersen, Wo bleibt die „German Angst“?; Michael Grosse-Brömer, Prioritäten im Bundestag;
- Reinhard Müller, Letzte Instanz? Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht und Europa
- KOMMENTIERT** Yvonne Hofstetter, Big Data und die Zukunft der Freiheit
- IMPULSE** Christiane Florin, Der Gottesallergie zum Trotz; Rainer Bucher, Was 2015 im Vatikan passieren könnte

9 €, Nr. 529, November/Dezember 2014, 59. Jahrgang, ISSN 0032-3446, www.politische-meinung.de

“

Ein Volk, das mit sich selbst weitgehend im Reinen ist, ist nicht leicht zu erschüttern, und es muss auch weniger Angst vor der Zukunft haben – trotz aller objektiv vorhandenen Risiken. Das bedeutet, dass man in Deutschland der Zukunft des Pessimismus pessimistisch gegenüberstehen darf.

Thomas Petersen über deutsche Befindlichkeiten

Im zweiten NPD-Verbotsverfahren werden im kommenden Jahr zumindest die Weichen gestellt. [...] Das Desaster des ersten darf sich keinesfalls wiederholen. Doch das ist keineswegs ausgeschlossen.

Reinhard Müller über die wichtigsten Verfahren des Bundesverfassungsgericht 2015

Zu den besonders gefährdeten Freiheiten gehören die Privatsphäre und das Recht auf digitale Abstinenz, die nicht zu Diskriminierung führen darf. Sie ist nichts weniger als die demokratische Alternative zur digitalen Partizipation.

Yvonne Hofstetter über die Kehrseite der digitalen Zukunft

Nimmt man Langzeitentwicklungen und die immer größere Beweglichkeit der Wählerschaft ernst, dann muss man sich wohl der Sichtweise annähern, dass die stabil hohe Zustimmung zu den Unionsparteien keine Rückkehr zu Altbekanntem widerspiegelt, sondern den Beginn von etwas Neuem darstellt.

Nico Lange über die Perspektiven der Union als Volkspartei

Insgesamt wird 2014 mit über 200.000 Asylanträgen gerechnet – was einen Anstieg um über 60 Prozent bedeutet, und für 2015 wird ein weiterer Anstieg auf 230.000 prognostiziert.

Michael Griesbeck zu Flüchtlingen und Migranten

Wie aber kann der Ressourcenverbrauch sinken, wenn im Passivhaus so viele Flachbildschirme und Computer wie Zimmer installiert werden oder wenn urbane Gärtner ihre Ferien in der Karibik verbringen oder zu einer Umweltkonferenz nach Brasilien jetten?

Stefanie Wahl zu den Chancen einer nachhaltigen Entwicklung

”

Editorial

Bernd Löhmann, Chefredakteur

Jahreswidmungen haben saisonale Konjunktur: Der Habicht (*Accipiter gentilis*) wurde zum Vogel des Jahres 2015 proklamiert, der Gewöhnliche Teufelsabbiss (*Succisa pratensis*) wird die Blume des Jahres sein. Falls eine „Zahl des Jahres 2015“ noch zu küren wäre, dann gäbe es spätestens seit den Haushaltsbeschlüssen des Bundestages Ende November einen heißen Titelaspiranten: die „schwarze Null“ („Zerum niger“). Schließlich ist ein ausgeglichener Bundeshaushalt, wie er für 2015 angestrebt wird, deutschland- und europaweit seit Jahrzehnten so etwas wie eine bedrohte Art – ein Schattengewächs, bis heute mitunter tief verachtet.

Dass diejenigen, die seit jeher die Taschen nur voller Ausgabenwünsche haben, die „schwarze Null“ als Popanz oder Dämon verunglimpfen würden, war zu erwarten. Dabei sind sie es, die den Teufel der europäischen Staats- und Bankenkrise mit dem Beelzebub einer noch höheren Überschuldung austreiben wollen. Doch hat die „schwarze Null“ auch für manche, die für die Wirtschaft sprechen, wenig Glamour. Seltsam nostalgisch verklären sie die Vergangenheit der Schröder-Reformen. Dass inzwischen – nach Wallstreet-Exzessen und multiplen Fällen von Managerversagen – eine andere Zeit angebrochen ist, in der es im politischen Wettstreit nicht leichter wird, die Balance zwischen wirtschaftlicher Dynamik und sozialem Ausgleich zu wahren, veranlasst eher selten zu einer selbstkritischen Sicht der Dinge.

Tatsächlich ist es aber von nicht geringer Bedeutung, dass die größte Wirtschaftsnation Europas ein Zeichen für stabile Staatsfinanzen setzt. Die „schwarze Null“ macht unabhängiger von den Zinslasten von morgen und sorgt gleichzeitig für hohe Steuereinnahmen. Läuft es wie geplant, wird der Bund sogar seine Ausgaben von jetzt 300 Milliarden auf rund 330 Milliarden Euro im Jahr 2018 steigern. Dabei kann sich gerade auch die Wirtschaft sicher sein, dass die Haushaltsprioritäten weiterhin auf Forschung und Innovationen gesetzt werden. Sie haben schon in den vergangenen Jahren mit dazu geführt, dass sich deutsche Unternehmen am Weltmarkt erfolgreich behaupten können.

Angesichts der großen Veränderungen unserer Zeit – Globalisierung, Europäisierung, Digitalisierung, Migration –, der Vielzahl der neuen Bedrohungen auf internationaler Ebene und einer noch weitgehend diffusen Diskussionslage in vielen grundlegenden Fragen sind Pflöcke der Verlässlichkeit rar. Eigentlich bräuchte es mehr „schwarze Nullen“. Man wird sie sich auch über das kommende Erdenjahr hinaus hart erarbeiten müssen.



1 EDITORIAL

SCHWERPUNKT 2015 – was vor uns liegt

12 **WO BLEIBT DIE „GERMAN ANGST“?**

Thomas Petersen

Warum der Pessimismus schlechte
Aussichten hat

18 **LETZTE INSTANZ?**

Reinhard Müller

Bei den wichtigsten Verfahren des
Bundesverfassungsgerichts 2015
führt kein Weg an Europa vorbei

23 **EUROPA ALS ZIEL**

Michael Griesbeck

Die Entwicklung der Flucht- und
Asylmigration

28 **DER GUTE WILLE IST DA**

Stefanie Wahl

Nachhaltigkeit als sozioökonomischer
Trend

42 **PRIORITÄTEN IM BUNDESTAG**

Michael Grosse-Brömer

Die Agenda der Unionsfraktion

47 **WAS INTERNATIONAL WICHTIG WIRD**

Gerhard Wahlers

Die globale Entwicklung aus Sicht der
Konrad-Adenauer-Stiftung

53 **SPOTLIGHTS** **AUSBLICK WELTWEIT**

Berichte über fünf Weltregionen

62 **ZWISCHEN ISIS UND SISI**

Andreas Jacobs

Autoritarismus, Staatsversagen und die
politische Krise des Nahen Ostens

66 **NATO RELOADED?**

Karl-Heinz Kamp

Über die Neuorientierung des westlichen
Bündnisses

74 **REVOLUTIONÄRE GESUCHT!**

Marco Zingler

Warum Deutschland die digitale
Revolution nur mit Startup-
Unternehmen meistern kann

85 **BRÜDERLICH TEILEN?**

Dieter Schnaas

Mythen und Herausforderungen der
Share Economy

88 **UMSCHALTEN AUF URKNALL**

Daphne Wolter

Über die Rolle des öffentlich-rechtlichen
Rundfunks in der digitalen Zukunft

93 **NÖLEN UND NÖRGELN**

Matthias Iken

Die Stimmung in der Hansestadt
Hamburg

Kommentiert

32 **BAUCH SCHLÄGT KOPF**

Knut Bergmann

Warum es den Deutschen zu gut geht
und der Wohlstand gefährdet ist

79 **ÜBERWACHT, ANALYSIERT, GELENKT**

Yvonne Hofstetter

Wie viel Big Data erträgt die Freiheit?

Impulse

97 **STABIL, WEIL BEWEGLICH**

Nico Lange

Was die Wahlergebnisse 2013 und
2014 für die künftige Entwicklung des
Parteiensystems aussagen

112 **SENSATIONEN IN SICHT?**

Rainer Bucher

Was 2015 im Vatikan passieren könnte

117 **DER GOTTESALLERGIE ZUM TROTZ**

Christiane Florin

Was Christen bewegt

Würdigung

104 **DER ALLESKÖNNER**

Tim Szatkowski

Erinnerung an Karl Carstens anlässlich
seines 100. Geburtstags

122 **VIEL LORBEER**

Michael Braun

Eine Reflexion aus Anlass der Verleihung
des Literaturnobelpreises

Gelesen

37 **FRISST DER MARKT DIE DEMOKRATIE?**

Alexander Brakel

Die Allmacht einer neoliberalen Matrix
ist wenig evident

108 **GESPALTEN**

Günter Buchstab

Die Deutschlandpolitik der SPD
1989/1990 zwischen Teilung und Einheit

102 **INFOKASTEN**

Jahrestage 2015

126 **AUSGEZEICHNET**

011-03-20 2012-03-20 2013-03-21 2014-03-22 2015-03-23 2016-03-23 2017-03-24 2018-03-25 2019-03-26 2020-03-27
011-03-21 2012-03-21 2013-03-22 2014-03-23 2015-03-24 2016-03-24 2017-03-25 2018-03-26 2019-03-27 2020-03-28
011-03-22 2012-03-22 2013-03-23 2014-03-24 2015-03-25 2016-03-25 2017-03-26 2018-03-27 2019-03-28 2020-03-29
011-03-23 2012-03-23 2013-03-24 2014-03-25 2015-03-26 2016-03-26 2017-03-27 2018-03-28 2019-03-29 2020-03-30
011-03-24 2012-03-24 2013-03-25 2014-03-26 2015-03-27 2016-03-27 2017-03-28 2018-03-29 2019-03-30 2020-03-31
011-03-25 2012-03-25 2013-03-26 2014-03-27 2015-03-28 2016-03-28 2017-03-29 2018-03-30 2019-03-31 2020-04-01
011-03-26 2012-03-26 2013-03-27 2014-03-28 2015-03-29 2016-03-29 2017-03-30 2018-03-31 2019-04-01 2020-04-02
011-03-27 2012-03-27 2013-03-28 2014-03-29 2015-03-30 2016-03-30 2017-03-31 2018-04-01 2019-04-02 2020-04-03
011-03-28 2012-03-28 2013-03-29 2014-03-30 2015-03-31 2016-03-31 2017-04-01 2018-04-02 2019-04-03 2020-04-04
011-03-29 2012-03-29 2013-03-30 2014-03-31 2015-04-01 2016-04-01 2017-04-02 2018-04-03 2019-04-04 2020-04-05
011-03-30 2012-03-30 2013-03-31 2014-04-01 2015-04-02 2016-04-02 2017-04-03 2018-04-04 2019-04-05 2020-04-06
011-03-31 2012-03-31 2013-04-01 2014-04-02 2015-04-03 2016-04-03 2017-04-04 2018-04-05 2019-04-06 2020-04-07
011-04-01 2012-04-01 2013-04-02 2014-04-03 2015-04-04 2016-04-04 2017-04-05 2018-04-06 2019-04-07 2020-04-08
011-04-02 2012-04-02 2013-04-03 2014-04-04 2015-04-05 2016-04-05 2017-04-06 2018-04-07 2019-04-08 2020-04-09
011-04-03 2012-04-03 2013-04-04 2014-04-05 2015-04-06 2016-04-06 2017-04-07 2018-04-08 2019-04-09 2020-04-10
011-04-04 2012-04-04 2013-04-05 2014-04-06 2015-04-07 2016-04-07 2017-04-08 2018-04-09 2019-04-10 2020-04-11
011-04-05 2012-04-05 2013-04-06 2014-04-07 2015-04-08 2016-04-08 2017-04-09 2018-04-10 2019-04-11 2020-04-12
011-04-06 2012-04-06 2013-04-07 2014-04-08 2015-04-09 2016-04-09 2017-04-10 2018-04-11 2019-04-12 2020-04-13
011-04-07 2012-04-07 2013-04-08 2014-04-09 2015-04-10 2016-04-10 2017-04-11 2018-04-12 2019-04-13 2020-04-14
011-04-08 2012-04-08 2013-04-09 2014-04-10 2015-04-11 2016-04-11 2017-04-12 2018-04-13 2019-04-14 2020-04-15
011-04-09 2012-04-09 2013-04-10 2014-04-11 2015-04-12 2016-04-12 2017-04-13 2018-04-14 2019-04-15 2020-04-16
011-04-10 2012-04-10 2013-04-11 2014-04-12 2015-04-13 2016-04-13 2017-04-14 2018-04-15 2019-04-16 2020-04-17
011-04-11 2012-04-11 2013-04-12 2014-04-13 2015-04-14 2016-04-14 2017-04-15 2018-04-16 2019-04-17 2020-04-18
011-04-12 2012-04-12 2013-04-13 2014-04-14 2015-04-15 2016-04-15 2017-04-16 2018-04-17 2019-04-18 2020-04-19
011-04-13 2012-04-13 2013-04-14 2014-04-15 2015-04-16 2016-04-16 2017-04-17 2018-04-18 2019-04-19 2020-04-20
011-04-14 2012-04-14 2013-04-15 2014-04-16 2015-04-17 2016-04-17 2017-04-18 2018-04-19 2019-04-20 2020-04-21
011-04-15 2012-04-15 2013-04-16 2014-04-17 2015-04-18 2016-04-18 2017-04-19 2018-04-20 2019-04-21 2020-04-22
011-04-16 2012-04-16 2013-04-17 2014-04-18 2015-04-19 2016-04-19 2017-04-20 2018-04-21 2019-04-22 2020-04-23
011-04-17 2012-04-17 2013-04-18 2014-04-19 2015-04-20 2016-04-20 2017-04-21 2018-04-22 2019-04-23 2020-04-24

Jeden Tag bis ins Jahr 4114

Der niederländische Künstler Anne De Vries beschäftigt sich mit dem Thema „Zeit“. In seiner Arbeit „All Days of Aquarius“ dokumentiert er jedes Datum einer 2.150 Jahre umfassenden Zeitspanne (1962–4114). Zustände kommen endlos erscheinende Zahlenreihen, die auf einer 42 Meter langen Papierrolle abgedruckt sind.

Die Daten des vorausliegenden Jahres 2015 verlieren sich in diesem Vielfachkalendarium. Sie werden Teil eines Zahlenmeers, das optisch in Bewegung gerät: Diagonallinien und Wellenmuster konterkarieren die starre Ordnung der Zahlenkolonnen. Fast scheint es, als würden sie die Eigendynamik zeitlicher Prozesse sichtbar machen.

Die Arbeit von De Vries veranlasst zu einem besonnenen Ausblick auf 2015. Zukunft ist eben beides: berechnen- und prognostizierbar, aber mindestens ebenso sehr überraschend und chaotisch.

2015

—

Was vor uns
liegt









Wo bleibt die „German Angst“?

—
Warum der Pessimismus schlechte Aussichten hat

THOMAS PETERSEN

Geboren 1968 in Hamburg,
Projektleiter am Institut für
Demoskopie Allensbach.

Vor einiger Zeit veröffentlichte der Jenaer Karikaturist Bernd Zeller eine Zeichnung, auf der drei Steinzeitmenschen zu sehen sind.

Einer hält eine brennende Fackel in der Hand, die anderen beiden betrachten ihn mit entsetzten Gesichtern und sagen: „Feuer ist ein unkalkulierbares Risiko. Auf so einen Fortschritt können wir verzichten.“ Wenn man bedenkt, dass jährlich rund 400 Menschen in Deutschland durch die Einwirkung von Feuer ums Leben kommen, kann man sich ernsthaft fragen, ob dessen Verwendung wohl heute von den deutschen Behörden zugelassen werden würde, wenn sie jemand neu beantragen wollte. Wo stünde die Menschheit wohl, wenn es vor 800.000 Jahren Institute für Technikfolgenabschätzung gegeben hätte?

Wenn man den Tonfall mancher öffentlichen Diskussion betrachtet, kann man in der Tat den Eindruck gewinnen, als habe der Forschungs- und Zukunftspessimismus das Land fest im Griff. Blickt man auf die Diskussionen über Themen wie Fracking oder die grüne Gentechnik, drängt sich manchem die Frage auf, was man in Deutschland wohl sonst noch alles *nicht* mitmachen will und wie sich dies wohl dauerhaft auf die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft und damit den Wohlstand im Land auswirken wird. Jedenfalls scheint es ins Zeitklima zu passen, wenn der Präsident des Europäischen Parlaments, Martin Schulz, bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels sagt: „Die Moral der Machbarkeit entspricht nicht unserer Ethik“, und die versammelte deutsche Geisteselite in der Frankfurter Paulskirche nimmt dies ungerührt zur Kenntnis, offensichtlich ohne über den Sinn dieses Satzes nachzudenken.

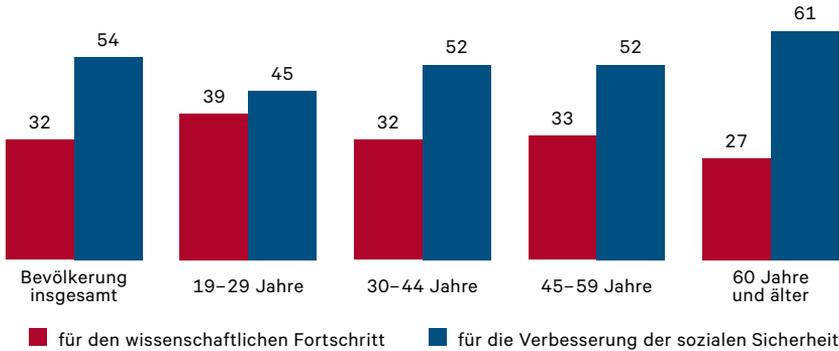
TRADITIONELL FORTSCHRITTSKEPTISCH

Dass eine solche Haltung in Deutschland weit verbreitet ist, lässt sich auch an vielen Ergebnissen von Repräsentativumfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach erkennen. So antworteten im Mai 2011 auf die Frage „Glauben Sie, dass der technische Fortschritt mehr Sicherheit oder mehr Risiko bringt?“ nur 25 Prozent, er bringe mehr Sicherheit, während eine relative Mehrheit von 43 Prozent meinte, technischer Fortschritt bedeute vor allem ein Risiko. In derselben Umfrage stimmten nur 35 Prozent der Aussage zu, man müsse bereit sein, bestimmte Risiken bei der Anwendung von Techniken in Kauf zu nehmen, weil Risiken nie ganz auszuschließen seien, während 52 Prozent meinten, man sollte auf technische Entwicklungen lieber verzichten, wenn sie auch nur mit einem geringen Risiko für den Menschen verbunden seien. Und bei der Frage „Wofür sollte man eher Geld ausgeben, für den wissenschaftlichen Fortschritt oder die Verbesserung der sozialen Sicherheit in Deutschland?“ entschied sich eine deutliche Mehrheit von 54 zu 32 Prozent für die Verbesserung der sozialen Sicherheit, anscheinend ohne zu bedenken, dass der wissenschaftliche Fortschritt immer mehr eine wesentliche Voraussetzung dafür sein dürfte, dass die soziale Sicherheit auch in Zukunft gewährleistet werden kann.

Bemerkenswert ist bei dieser Frage, dass die Neigung, sich für die soziale Sicherheit und gegen den wissenschaftlichen Fortschritt zu entscheiden, bei den Unter-30-Jährigen am geringsten und bei den 60-jährigen und älteren Befragten am größten ist (Grafik Seite 14).

WAS HAT VORRANG: FORSCHUNG ODER SOZIALE SICHERHEIT?

Frage: „Wenn es nach Ihnen ginge: Wofür sollte man eher Geld ausgeben, für den wissenschaftlichen Fortschritt oder die Verbesserung der sozialen Sicherheit in Deutschland?“



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 10.071, Mai 2011

Dieses Ergebnis ist aber nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, ein Zeichen dafür, dass die nachwachsende Generation dem Fortschritt gegenüber grundsätzlich aufgeschlossener ist als die der Eltern und Großeltern, sondern es illustriert, dass Menschen, je älter sie werden, immer mehr dazu neigen, dem Wert der Sicherheit Vorrang vor anderen Werten und Zielen zu geben. Das bedeutet, dass der demografische Wandel die Tendenz zur Fortschrittsskepsis zusätzlich befördert.

NEUER FORTSCHRITTSGLAUBE

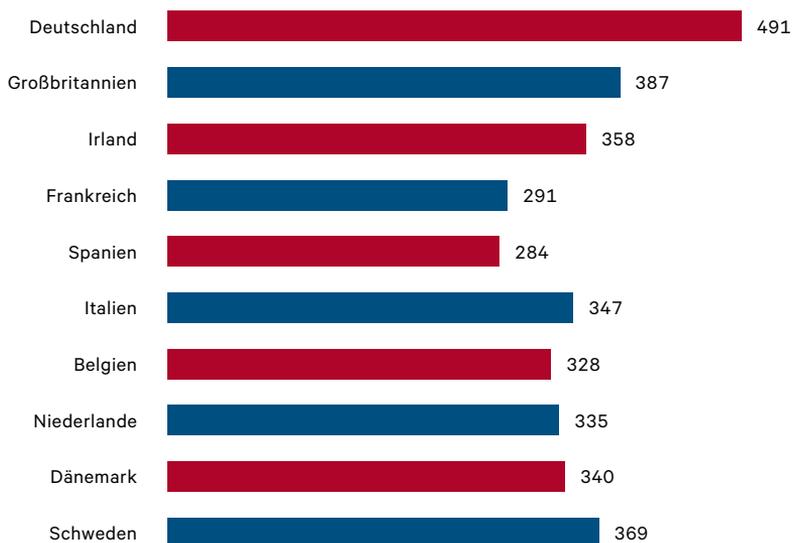
Dennoch spricht einiges dafür, dass das Klima des Zukunftspessimismus und der Fortschrittsfeindlichkeit in Deutschland seinen Höhepunkt überschritten hat. Darauf weisen mehrere Allensbacher Umfrageergebnisse hin. So wächst beispielsweise seit eineinhalb Jahrzehnten langsam, aber beharrlich der Anteil derjenigen an der Bevölkerung, die sagen, sie glaubten an den Fortschritt. Doch wichtiger ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass die Wurzeln der verbreiteten Zukunftsfurcht in Deutschland nicht in einem vergleichsweise kurzfristigen Zeitklima liegen, sondern viel tiefer. Bereits seit Jahrhunderten sind die Deutschen international für ihre Neigung zu emotionalen Schwankungen und zum Selbstzweifel geradezu berühmt.

Dass das Bild einer wankelmütigen Nation kein leeres Klischee ist, ließ sich noch vor wenigen Jahren sozialwissenschaftlich belegen. 1981 wurde in eine große internationale Umfrage, die „Internationale Wertestudie“, eine

von dem Chicagoer Psychologen Norman Bradburn entwickelte Frage aufgenommen, bei der die Befragten mit emotionalen Extremsituationen konfrontiert und gefragt wurden, ob sie selbst in letzter Zeit solche Gefühle erlebt hätten. Es zeigte sich, dass die Deutschen nach eigenen Angaben mehr positive und auch mehr negative Gefühle erlebt hatten als alle anderen an der Untersuchung beteiligten Völker (Grafik unten).

„HIMMELHOCH JAUCHZEND ...“

Frage: „Wir möchten einmal herausfinden, wie sich die Menschen heute so im allgemeinen fühlen – wie ging es Ihnen in der letzten Zeit – zum Beispiel ...“ (Vorlesen von jeweils fünf positiven und negativen extremen Gefühls-situationen) – Summe aller positiven und negativen Angaben



Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach / Internationale Wertestudie 1981

Die Ergebnisse lasen sich wie eine Illustration des schon von Goethe beschriebenen Prinzips „Himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt“. Und als der Dortmunder Statistiker Walter Krämer vor einigen Jahren auszählte, wie oft in der Berichterstattung europäischer Zeitungen Stichworte wie „BSE“, „dioxinbelastet“ oder „asbestverseucht“ vorkamen, also Begriffe, die für rein theoretisch vorhandene, tatsächlich minimale und damit für die Zeitungsleser praktisch irrelevante Gefahren stehen, stellte er fest, dass unter den vier Zeitungen, die diese Worte am häufigsten verwendeten, drei deutsche waren. Es hat also schon seinen guten Grund, dass sich in der englischen Sprache das Stichwort von der „German Angst“ eingebürgert hat.

Doch irgendwie ist die „German Angst“ in den letzten Jahren verloren gegangen. Anders als noch vor wenigen Jahren sind die Deutschen auch durch krisenhafte Entwicklungen kaum aus der Ruhe zu bringen. Ein gutes Beispiel ist das politische Klima vor der Bundestagswahl 2013. Während frühere Wahlen von erheblichen Teilen der Bevölkerung als „Schicksalswahlen“ angesehen wurden, bei denen sich die Zukunft Deutschlands entscheide, waren es 2013 gerade 13 Prozent, und dies, obwohl sich nicht eine Große Koalition zur Wiederwahl stellte, die breite Rückendeckung in den Massenmedien genoss, sondern eine christlich-liberale Regierung, die sich erheblicher Kritik in der Berichterstattung ausgesetzt sah.

„GERMAN ANGST“ WAR GESTERN

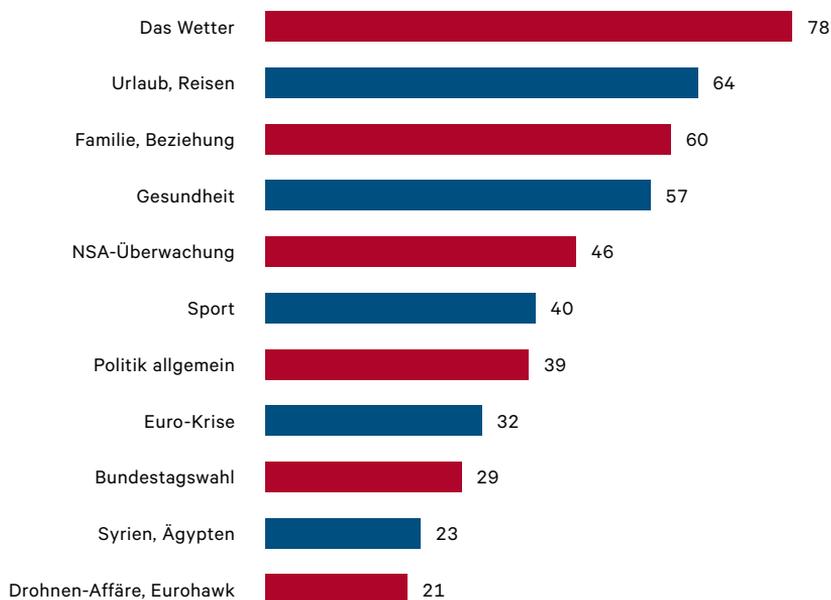
Als das Allensbacher Institut im August 2013 die Frage stellte, über welche Themen sich die Bürger in der vorangegangenen Zeit mit anderen Menschen unterhalten hätten, erreichte die NSA-Abhöraffaire als das am meisten diskutierte politische Thema mit 46 Prozent gerade den fünften Rang in der Rangliste (Grafik Seite 17), 32 Prozentpunkte hinter dem Wetter. So war es auch nur folgerichtig, dass 2013 der Anteil derjenigen an der Bevölkerung, die sagten, die Verhältnisse im Land böten Anlass zur Beunruhigung, den niedrigsten Stand seit mindestens zwei Jahrzehnten (wahrscheinlich sogar wesentlich länger) erreichte.

Diese Entwicklung lässt sich nicht allein mit kurzfristigen politischen oder wirtschaftlichen Entwicklungen erklären. So reagierte die Bevölkerung beispielsweise auf die schwere Wirtschafts- und Finanzkrise der Jahre 2008 und 2009 mit einer bis dahin ungekannten Ruhe. In früheren Jahren hatten erheblich geringere wirtschaftliche Erschütterungen eine ungleich größere Aufregung ausgelöst. Dass sich am Selbstbewusstsein der Deutschen etwas ganz Grundsätzliches verändert hat, ist in den Allensbacher Umfragen seit etwa eineinhalb Jahrzehnten erkennbar. Vielen Menschen wurde der Wandel bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 bewusst, als die Deutschen selbst am meisten darüber überrascht waren, mit welcher Fröhlichkeit von Zehntausenden in den Fußballstadien das Deutschlandlied gesungen wurde. Der Kontrast zu früheren Zeiten hätte kaum deutlicher sein können: Noch bei der Fußballweltmeisterschaft 1974 war das Publikum regelmäßig verstummt, wenn die Nationalhymne erklang.

Es lässt sich zeigen, dass diese Entwicklung symptomatisch für eine zunehmende Identifizierung der Deutschen mit ihrem Gemeinwesen ist. Abseits der an der Oberfläche geführten Diskussionen um Politikverdrossenheit hat sich, von der Öffentlichkeit fast unbemerkt, eine Verankerung vieler demokratischer Prinzipien vollzogen: Die Akzeptanz demokratischer Entscheidungen ist gewachsen, das bürgerliche Engagement ebenfalls. Man kann die

GESPRÄCHSTHEMEN IM AUGUST 2013

Frage: „Hier ist eine Liste mit verschiedenen Themen. Worüber haben Sie sich in letzter Zeit häufiger mal mit anderen unterhalten?“



Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 11.011

Bedeutung des Umstandes, dass die Deutschen – zumindest im Westen – zum ersten Mal seit langer Zeit eine Phase von sechzig Jahren in Frieden und Wohlstand erleben durften, wahrscheinlich kaum überschätzen. Der schottische Sozialforscher Richard Rose hat einmal gesagt, ein Volk benötige ein Jahrhundert, um die Folgen einer verheerenden Niederlage zu verarbeiten. Es sieht so aus, als habe er recht, und die Deutschen haben inzwischen einen erheblichen Teil des Weges zurückgelegt. Ein Volk, das mit sich selbst weitgehend im Reinen ist, ist nicht leicht zu erschüttern, und es muss auch weniger Angst vor der Zukunft haben – trotz aller objektiv vorhandenen Risiken. Das bedeutet, dass man der Zukunft des Pessimismus pessimistisch gegenüberstehen darf.

Letzte Instanz?

Bei den wichtigsten Verfahren des Bundesverfassungsgerichts 2015
führt kein Weg an Europa vorbei

REINHARD MÜLLER

Geboren 1968 in Walsrode, verantwortlicher Redakteur „Zeitgeschehen“ und „Staat und Recht“ der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.

Es passiert meist schleichend. Große Veränderungen kündigen sich durch Kleinigkeiten an. Und irgendwann ist es zu spät, bestimmte Entwicklungen aufzuhalten oder umzukehren.

Von dieser Sorge ist die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zur europäischen Einigung geprägt. Die Stärkung der Rechte des Bundestages und das Ringen um das letzte Wort mit dem Europäischen Gerichtshof sollen sicherstellen, dass wir nicht eines Tages in einem europäischen Bundesstaat aufwachen, ohne dass das Volk das so entschieden hat. Um diese Letztverantwortung dreht sich auch der Streit über das Verhalten der Europäischen Zentralbank (EZB) – erstmalig hat das Bundesverfassungsgericht einen Fall dem Europäischen Gerichtshof vorgelegt. Und im Jahr 2015 werden sowohl die Luxemburger Richter als auch voraussichtlich ihre Karlsruher Kollegen Farbe bekennen müssen.

Wie umstritten diese Vorlage im Bundesverfassungsgericht war, zeigt das Sondervotum der mittlerweile aus dem Zweiten Senat ausgeschiedenen Gertrude Lübke-Wolff: „In dem Bemühen, die Herrschaft des Rechts zu sichern, kann ein Gericht die Grenzen richterlicher Kompetenz überschreiten. Das ist meiner Meinung nach hier geschehen.“ Sie meint, es gebe vielfältige Möglichkeiten, gegen eine falsche, gar rechtswidrige Politik der EZB vorzugehen. Jedenfalls sei es nicht Sache des Bundesverfassungsgerichts, auf eine Verfassungsbeschwerde von Bürgern hin (hier unter anderem des CSU-Politikers Peter Gauweiler) im Sinne einer Art präventiver Aufsicht über europäische Organe zu urteilen.

Das war eine Steilvorlage für all jene, nicht zuletzt in der Bundesregierung, denen es schon lange ein Dorn im Auge ist, dass das Bundesverfassungsgericht ein europapolitischer Spieler ist, dessen Einfluss weit über Deutschland hinausreicht. Andererseits erfreut es nicht wenige in Berlin, dass bei jeder heiklen Entscheidung alle nach Karlsruhe blicken. Das ist den Verfassungsrichtern durchaus nicht nur angenehm. Aber sie müssen sich äußern, wenn sie angerufen werden. Und tatsächlich kann jeder Bürger – das ist mittlerweile gefestigte Rechtsprechung – unter Berufung auf sein Wahlrecht in Karlsruhe überprüfen lassen, ob dieses Recht im Zuge der fortschreitenden europäischen Integration ausgehöhlt zu werden droht. Dabei hat das Bundesverfassungsgericht die europäischen Leitentscheidungen stets mitgetragen, aber eben auch immer wieder deutlich hervorgehoben, dass der Bundestag das entscheidende Wort sprechen muss.

KARLSRUHE MACHT ERNST

So auch im Fall der EZB: Verstieße der sogenannte *Outright Monetary Transactions*-Beschluss (OMT)¹ gegen das währungspolitische Mandat der Europäischen Zentralbank oder gegen das Verbot monetärer Haushaltsfinanzierung, so die Karlsruher Richter, dann läge darin ein „Ultra-vires-Akt“, also ein offensichtlich kompetenzwidriges Handeln der Unionsgewalt, das zu einer strukturell bedeutsamen Verschiebung zulasten der Mitgliedstaaten führte. Die EZB sei nach ihrem Mandat nicht zu einer eigenständigen Wirtschaftspolitik ermächtigt, sondern darauf beschränkt, die Wirtschaftspolitik in der Union zu unterstützen. Der Beschluss „dürfte nicht vom Mandat der Europäischen Zentralbank gedeckt sein“, meint das Verfassungsgericht. Denn die Währungspolitik sei nach Wortlaut, Systematik und Zielsetzung der Verträge insbesondere von der zuerst den Mitgliedstaaten zustehenden Wirtschaftspolitik abzugrenzen. Doch wäre der Beschluss aus Karlsruher Sicht möglicherweise dann nicht zu beanstanden, wenn er so ausgelegt würde, „dass er die Konditionalität der Hilfsprogramme von EFSF und ESM nicht unterläuft und tatsächlich einen die Wirtschaftspolitik in der Union nur unterstützenden

Charakter behält“. Immerhin hat der Zweite Senat aus der mündlichen Verhandlung in Karlsruhe den Schluss gezogen, dass eine europarechtskonforme Auslegung des OMT-Beschlusses möglich sei.

Karlsruhe hat also vorgelegt: Es macht Ernst mit dem selbst erklärten „Kooperationsverhältnis“, gibt dem Europäischen Gerichtshof, wie hinter vorgehaltener Hand bemerkt wird, Gelegenheit zur Profilierung. Zugleich aber verzichtet das Bundesverfassungsgericht in einem geschickten wie riskanten Schachzug nicht auf das letzte Wort. Nur unter bestimmten Bedingungen, so die Botschaft, ist der Ankauf von Staatsanleihen zulässig: Der Rettungsschirm ESM wird nicht unterlaufen, ein Schuldenschnitt wird ausgeschlossen, Staatsanleihen werden gerade nicht in unbegrenzter Höhe aufgekauft. Nur dann steht das Handeln der EZB aus Karlsruher Sicht im Einklang mit Europarecht und ist auch für Deutschland unbedenklich.

FEINSINNIGE TÖNE AUS LUXEMBURG

Wie kommt das bei den selbstbewussten Luxemburger Richtern an, zu denen man durchaus gute Kontakte pflegt, die aber ihren Karlsruher Kollegen keinesfalls eine Sonderrolle zugestehen wollen? Aus dem Luxemburger Gericht hört man schon feinsinnig, das sei die beste Vorlage aller Zeiten. Aber für die Auslegung europäischen Rechts ist nun einmal der Europäische Gerichtshof zuständig. In der mündlichen Verhandlung in Luxemburg hat die EZB betont, sie habe in der Krise einschreiten müssen, um ein Auseinanderbrechen des Euro zu verhindern. „Die Feuerwehr löscht ein brennendes Haus und setzt nicht gleich das ganze Viertel unter Wasser.“

Auffällig ist die Unterstützung der EZB durch die europäischen Regierungen, auch durch die deutsche Bundesregierung. Sie sprach in Luxemburg von einem „weiten Ermessensspielraum“. Und: „Solange das OMT noch nicht umgesetzt ist, kann die EZB ihr Mandat nicht überschritten haben.“ Im Übrigen lautet die Ansicht: Der Zweck heiligt die Mittel. Das scheint generell die Haltung nicht nur der immer mächtiger werdenden EZB, die passenderweise gerade ihren neuen, hoch aufragenden Turm im Frankfurter Ostend bezieht. Das ist die Auffassung eines Europa, das eben nicht vom deutschen Kompetenzdenken geprägt ist.

Was für eine Entscheidung wird also im Jahr 2015 gefällt? Es wäre eine Überraschung, sollte der Gerichtshof das Verhalten der EZB für europarechtswidrig erklären. Bezweifeln darf man aber, dass sich die Luxemburger Richter die Karlsruher Maßstäbe voll und ganz zu eigen machen. Spannend wird es, falls sie dabei Karlsruher Mindeststandards unterschreiten sollten. Das Verfassungsgericht ist dann ohnehin wieder am Zug – und es wird sicherstellen, dass es das letzte Wort behält. Es hat sich freilich auch dabei stets kompromissbereit gezeigt. Denn weder Luxemburg noch Karlsruhe sind dazu da,

die europäische Sinnkrise zu lösen. Gewiss geht es hier auch um die Rolle des Bundesverfassungsgerichts – die Karlsruher Richter kämpfen gegen einen drohenden Bedeutungsverlust an. Bemerkenswerterweise ist die EZB eine der Form nach ähnliche Institution wie ein Gericht: unabhängig, niemandem untergeordnet. Aber eben nicht unabhängig vom Recht. So steht 2015 eine bedeutende Entscheidung an: Es geht um den Euro und damit – der Bundeskanzlerin Angela Merkel folgend – auch um Europa. Die Selbstbehauptung Deutschlands steht auf dem Spiel – in einem Europa, in dem die anderen großen Staaten ebenfalls ihre Interessen definieren.

ERNEUTES SCHEITERN? DAS NPD-VERBOTSVERFAHREN

Nicht ganz so existenziell wird eine andere Entscheidung des kommenden Jahres sein. Aber auch sie könnte den Zweiten Senat wie auch die Berliner Polit-Szene in eine Krise stürzen: Im zweiten NPD-Verbotsverfahren werden im kommenden Jahr zumindest die Weichen gestellt. Auch hier kann man sagen: Vieles passiert schleichend. Gemeint ist die Unterwanderung des freiheitlichen Rechtsstaats durch Verfassungsfeinde. Mit einem NPD-Verbot hat der Staat allerdings schon einmal Schiffbruch erlitten. Eine ganze Armada von Verfassungsorganen war nach Karlsruhe gezogen, um die NPD verbieten zu lassen. Doch Bundesregierung, Bundestag und Bundesrat scheiterten im März 2003 – weil eine entscheidende Minderheit der Richter des Zweiten Senats fand, das Verfahren müsse eingestellt werden. Der Grund: Die Führungsgremien der NPD waren durchsetzt mit V-Leuten des Verfassungsschutzes. Deshalb galt die Partei, die verboten werden sollte, nicht mehr als „staatsfrei“. Die Richter, die das Verfahren nicht fortführen sollten, hielten die Beweislage für völlig verkorrt.

Dieses Mal hat nur der Bundesrat einen Verbotsantrag gestellt. Man bemühte sich, alle V-Leute abzuschalten, und ließ jüngere Staatsrechtslehrer einen stringenten Antrag ausarbeiten, der belegen soll, dass die NPD in aggressiv-kämpferischer Weise die freiheitlich-demokratische Grundordnung bekämpft. Politische Bedingung dieses zweiten Anlaufs war: Das Desaster des ersten darf sich keinesfalls wiederholen. Doch das ist keineswegs ausgeschlossen. Sind womöglich immer noch Quellen, auf die sich der Antrag stützt, infiltriert? Der ursprüngliche Berichterstatter für das zweite NPD-Verbotsverfahren, Michael Gerhardt, ist auf eigenen Wunsch vorzeitig aus dem Gericht geschieden. Die Federführung hat nun der frühere saarländische Ministerpräsident Peter Müller. Der Senat hat sich schon einige Gedanken gemacht – freilich ist bereits ein Jahr seit Antragstellung vergangen. Da geht es um die alten Parteiverbote – natürlich vor allem um die Einstellung des letzten Verbotsverfahrens im Jahr 2003. Wie damals hat jetzt die NPD die

Einstellung des Verfahrens beantragt. Allerdings hatte es zum damaligen Zeitpunkt noch keine NSA-Affäre gegeben! Die Begründung der Partei lautet sinngemäß: Wenn die NPD wirklich gefährlich ist, muss sie geheimdienstlich beobachtet werden. Wenn sie aber intensiv beobachtet wird, ist sie infiltriert, kann sich also nicht mehr richtig verteidigen. Der Senat nimmt das ernst. Hinzu kommt die Frage der Verhältnismäßigkeit eines Parteiverbots, wie sie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte stellt.

Man sieht: Auch hier führt an Europa kaum ein Weg vorbei. Letztlich geht es aber nicht um Sieg oder Niederlage. Sondern in beiden bedeutenden Verfahren, die das Jahr 2015 prägen werden, um ein gedeihliches Miteinander.

¹ Programm der EZB für Geschäfte am Sekundärmarkt über kurzfristige Anleihen von Staaten im Euro-Währungsgebiet.

Europa als Ziel

Die Entwicklung der Flucht- und Asylmigration

MICHAEL GRIESBECK

Geboren 1960 in Regensburg,
Vizepräsident des Bundesamtes
für Migration und Flüchtlinge.

In einer globalisierten Welt ist Migration eher die Regel als die Ausnahme. Effektive Migrationssteuerung wird daher immer wichtiger. Gründe für Auswanderung sind politische Verfolgung, Konflikte, Wirtschaftskrisen, Armut und die Hoffnung auf ein besseres Leben. Weitere Ursachen können Bevölkerungswachstum, Umweltveränderungen und Klimawandel sein, ebenso frühere Migrationsbewegungen, da sie ethnische Gemeinschaften in den Zielländern begründen. Daneben gibt es immer noch die klassische Arbeitsmigration und den Familiennachzug.

Am schwersten zu steuern – und auch zu prognostizieren – ist die Fluchtmigration. Die Bilder sind täglich in den Medien präsent: Flüchtlingsströme in Syrien und im Irak, Menschen auf zum Teil kaum seetüchtigen Booten vor Italien, übervolle Aufnahmeeinrichtungen in Deutschland.

2013 haben in den Staaten der Europäischen Union (EU) 437.000 Flüchtlinge einen Asylantrag gestellt, davon 127.000, also fast 30 Prozent, in Deutschland. Danach folgten Frankreich, Schweden und das Vereinigte Königreich Großbritannien. Im ersten Halbjahr 2014 sind fast 50 Prozent der Asylanträge in der EU in Deutschland und in Schweden gestellt worden. In Deutschland ist der Vorjahreswert bereits im September überschritten worden. Insgesamt wird 2014 mit über 200.000 Asylanträgen gerechnet – was einen Anstieg um über 60 Prozent bedeutet, und für 2015 wird ein weiterer Anstieg auf 230.000 prognostiziert. Dies stellt das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge und die für die Unterbringung zuständigen Länder vor enorme Aufgaben.

KRIMINELLE SCHLEUSER UND TODESFÄLLE

2008 wurden nur 28.000 Anträge gestellt. Den Anstieg seither konnte niemand vorhersehen. Neben der generellen Zunahme gab es 2012 einen starken Anstieg der Asylbewerber aus den Westbalkanstaaten, der unmittelbar nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Asylbewerberleistungsgesetz, das die Anhebung der existenzsichernden Geldleistungen vorsah, einsetzte. 2013 verzeichneten wir einen Anstieg der Zahl der Asylbewerber aus der Russischen Föderation, meist Tschetschenen. Die Zunahme 2014 beruht vor allem auf dem verstärkten Zuzug aus den Westbalkanstaaten, den zunehmenden Schleusungen über die Mittelmeer-Routen und auf dem Krieg in Syrien und im Irak.

Hauptherkunftsländer sind zurzeit Syrien, Serbien und Eritrea, aber auch Afghanistan, Irak, Somalia, Bosnien-Herzegowina und Mazedonien. Viele Flüchtlinge kommen mithilfe krimineller Schleuser, die sie über Asyl in Europa falsch informieren und für Tausende Dollar in seeuntüchtigen Booten über das Mittelmeer schicken. Allein bis August 2014 wurden 117.000 Menschen aus dem Meer gerettet. Dennoch kamen circa 3.000 Menschen zu Tode, weit mehr als im Vorjahr.

Etwa 25 Prozent der Asylanträge werden von Menschen aus den Staaten des Westbalkans gestellt, die ohne Visum nach Deutschland einreisen können. Diese Anträge werden fast immer abgelehnt, da kein Schutzgrund vorliegt. Asylbewerber aus Syrien, seit 2011 über 50.000, werden hingegen fast zu 100 Prozent anerkannt. Daneben erhalten über humanitäre Programme weitere 20.000 syrische Flüchtlinge Aufenthaltstitel.

Schutzbedürftige erhalten in Deutschland Schutz. In einem sorgfältigen Verfahren wird beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge das Vorliegen von Asylgründen oder Schutzgründen nach der Genfer Flüchtlingskonvention (zum Beispiel Verfolgung aufgrund der Religion, Nationalität,

politischen Überzeugung oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe) geprüft, ebenso mögliche Gründe für subsidiären Schutz oder Abschiebehindernisse. Abgelehnte Asylbewerber sind ausreisepflichtig. Nur in besonderen Fällen können die Länder einen Aufenthaltstitel erteilen. Die Flucht vor schwierigen Lebensbedingungen und der verständliche Wunsch nach einer besseren Zukunft sind kein Rechtsgrund für eine positive Asylentscheidung, die sich nur an einer Verfolgungs- oder Gefahrensituation im Heimatland orientieren kann. Daher wurden – wie im Koalitionsvertrag vereinbart – die drei Länder Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina als sichere Herkunftsländer eingestuft. Die Asylverfahren können so beschleunigt werden.

„RESETTLEMENT“ UND RÜCKKEHRMANAGEMENT

Neben dem Asyl als klassischem Instrument des Flüchtlingsschutzes beteiligt sich Deutschland seit 2011 auch am *Resettlement*, bei dem besonders schutzbedürftige Flüchtlinge aus dem Ausland aufgenommen werden. Der Begriff bezeichnet grundsätzlich die dauerhafte Neuansiedlung besonders verletzlicher Flüchtlinge in einem zur Aufnahme bereiten Drittstaat, der ihnen vollen Flüchtlingsschutz gewährt und ihnen die Möglichkeit bietet, sich im Land zu integrieren. Deutschland hatte schon früher an humanitären Aktionen teilgenommen und zum Beispiel 2009/10 über 2.500 irakische Flüchtlinge aufgenommen. Seit 2013 gewährt Deutschland neben seinem Engagement für das *Resettlement* syrischen Flüchtlingen besonderen Schutz im Rahmen humanitärer Aufnahmeaktionen.

Die Unterbringung der Asylbewerber erfolgt durch die Länder. Der Aufenthalt ist räumlich auf den aufnehmenden Regierungsbezirk oder das Land begrenzt. Diese sogenannte Residenzpflicht soll künftig nach drei Monaten entfallen. Die Wartefrist zur Arbeitsaufnahme ist auf drei Monate verkürzt worden.

Wichtig ist auch ein effektives Rückkehrmanagement: Abgelehnte Asylbewerber müssen schnell in ihre Heimat zurückkehren. 10.197 Personen wurden 2013 abgeschoben, weitere 10.251 sind mithilfe bundesgeförderter Programme zur freiwilligen Rückkehr ausgereist. 2013 lebten circa 132.000 ausreisepflichtige Personen in Deutschland, circa 95.000 von ihnen mit einer Duldung (Aussetzung der Abschiebung). Viele von ihnen leben schon seit mehreren Jahren in Deutschland. Es ist vorgesehen, dass diejenigen, die gut integriert sind, ein alters- und stichtagsunabhängiges Bleiberecht erhalten sollen. Für Jugendliche und Heranwachsende ist vorgesehen, leichter einen Aufenthaltstitel erhalten zu können.

Fluchtbewegungen betreffen Europa als Ganzes. Daher hat die EU das Gemeinsame Europäische Asylsystem (GEAS) entwickelt. Auch das Europäische Unterstützungsbüro für Asylfragen (*European Asylum Support Office*, EASO) spielt eine wichtige Rolle.

NEUES EUROPÄISCHES VERTEILSYSTEM?

Diskussionen gibt es um die Dublin-Verordnung, die bestimmt, welcher Staat für das Asylverfahren zuständig ist. In der Regel ist das jener EU-Staat, in dem der Asylbewerber ankam. In Italien und Spanien kommen zwar viele Flüchtlinge an, aber es werden dort viel weniger Verfahren durchgeführt als in Deutschland. Oft wird kritisiert, dass ein Asylbewerber in einen Staat überstellt werden soll, in dem das Sozial- und Gesundheitswesen schlechter ist als in Deutschland. Das Asylrecht kann jedoch nicht das Problem unterschiedlicher sozialer Systeme in Europa lösen. Eine Überstellung unterbleibt, wenn im Asylsystem eines anderen EU-Staats schwere Mängel bestehen. Dies ist bislang nur für Griechenland festgestellt worden.

Immer wieder wird vorgeschlagen, das Dublin-System durch ein europäisches Verteilsystem, das insbesondere die Mittelmeeranrainer entlasten soll, zu ersetzen. Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass bei Errechnungen nach Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft zwar Länder wie Schweden profitieren würden, aber Italien etwa dann immer noch Flüchtlinge aufnehmen müsste. Die Innenminister der EU-Mitgliedstaaten haben jüngst vereinbart, dass EU-Länder mit vielen Flüchtlingen durch Umverteilung entlastet werden sollen.

Migration ist eine gesamteuropäische Herausforderung, für die gesamteuropäische Lösungen gefunden werden müssen. Der Rat der Innenminister hat im Oktober die anstehenden Aufgaben für das Jahr 2015 vorgegeben: Neben der Bekämpfung von Schlepperbanden, einer Stärkung der europäischen Grenzschutzagentur Frontex und der Implementierung des GEAS geht es auch um Entwicklungszusammenarbeit mit den Herkunfts- und den Transitländern. Zusätzlich zu einem effektiven Rückkehrmanagement für die nicht Bleibeberechtigten, das auch Hilfen für die Reintegration der Rückkehrer vorsieht, sind Informationskampagnen genannt, die die Risiken illegaler Migration aufzeigen und die Möglichkeiten einer legalen Zuwanderung nach Europa verdeutlichen.

Die Entwicklung der letzten Jahre zeigt, dass wir rasche und eindeutigere Antworten auf die zentralen Fragen von Flucht und Migration finden müssen: Wie gehen wir mit denjenigen um, die zum Teil schon Jahre in Deutschland sind, ohne Schutzgründe zu haben? Wie schaffen wir ein effektives Rückkehrmanagement? Für wen und aus welchen Gründen ist ein Aufenthaltsrecht möglich?

Auf europäischer Ebene ist zu klären: Wie schaffen wir einen Mechanismus europäischer Solidarität in Ergänzung zum oder unter Präzisierung des Dublin-Systems? Können wir neben den bewährten Instrumenten des Flüchtlingsschutzes – Asyl und *Resettlement* – und der legalen Zuwanderung (zum Beispiel Blaue Karte EU, Fachkräftezuwanderung) Instrumente entwickeln, die verhindern, dass viele, die keine Schutzgründe haben, sondern eine bessere Zukunft anstreben, über den Weg des Asyls – oft unter höchsten Risiken – versuchen, nach Europa zu kommen? Wie verhindern wir, dass es in ihren Herkunftsländern zur Abwanderung der Stärksten und Qualifiziertesten kommt? Die Entwicklung der Herkunfts- und Transitländer ist hier neben der Bekämpfung der Schleuserkriminalität ein wesentlicher Faktor. Mobilitätspartnerschaften und Programme, die es jungen Leuten ermöglichen, sich in Europa ausbilden zu lassen und dann zurückzukehren, spielen ebenfalls eine wichtige Rolle. Die Globalisierung erfordert das Nachdenken über neue Instrumentarien und Wege. 2014 ist vieles angestoßen worden – 2015 gilt es, diesen Weg fortzusetzen.

Der gute Wille ist da

—

Nachhaltigkeit als sozioökonomischer Trend

STEFANIE WAHL

Geboren 1951 in München,
2006/2007 Mitglied in der CDU-
Grundsatzprogrammkommission,
seit 2008 Geschäftsführung
des Denkwerks Zukunft –
Stiftung kulturelle Erneuerung.

Nachdem die Rockefellers, eine der reichsten Industriellenfamilien der USA, den fossilen Energien fast vollständig den Rücken kehren wollen, Firmen wie BMW Elektroautos im Rahmen von Carsharing anbieten, die konservativ-liberale *Frankfurter Allgemeine Zeitung* dem Veganismus eine ganze Seite widmet und rund 3.000 vorwie-

gend junge Menschen zur Degrowth-Konferenz nach Leipzig pilgern, dürfte klar geworden sein, dass das Thema Nachhaltigkeit in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Immer mehr Menschen richten ihr Handeln an diesem Prinzip aus – auch wenn der Begriff schwammig ist und derzeit nahezu so inflationär gebraucht wird wie das Wort „sozial“.

76 Prozent der Deutschen gaben im Frühjahr 2014 an, fast vollständig ihren Müll zu trennen. 61 Prozent bekundeten, sie bemühten sich, ihren Energieverbrauch zu verringern, indem sie mit Strom betriebene Geräte ganz ausschalteten oder energiesparende Produkte kauften. 52 Prozent achteten nach eigenen Angaben darauf, Ressourcen dadurch sparsamer einzusetzen, dass sie Produkte länger nutzten. 48 Prozent bevorzugten Lebensmittel aus der Region.¹ Auch sehen immer mehr Menschen in Deutschland den westlichen Lebensstil mit kritischeren Augen. So meinten 2013 rund 70 Prozent

der Deutschen, dass diese über ihre Verhältnisse lebten und zu viel Energie und Rohstoffe verbrauchten. Nur jeder Sechste hielt diese Auffassung für übertrieben.²

STARKES VOTUM FÜR UMWELTSCHUTZ

In Deutschland vollzieht sich ein Bewusstseinswandel. Die überwiegende Mehrheit der Deutschen weiß, dass eine intakte und vielfältige Natur zu einem guten Leben gehört.³ Das gewachsene Bewusstsein für den Zustand von Natur und Umwelt hat ihren Blick geweitet und sie auch für Probleme in anderen Bereichen sensibilisiert. Lebensqualität wird zunehmend nicht mehr nur an Wirtschaftswachstum und materieller Wohlstandsmehrung, sondern auch an immateriellen Wohlstandsformen wie Zeitsouveränität, Gesundheit, intakte Natur, gesellschaftlicher Zusammenhalt oder eine gleichere Einkommensverteilung festgemacht. Dies hat auch die Einstellung der Bevölkerung zur Wirtschaft und zu deren Ordnung verändert. Bereits 2010 plädierten fast 90 Prozent der Bürger in Deutschland für eine neue Wirtschaftsordnung, in der Umweltschutz einen höheren Stellenwert als bisher hat und die nach größerem Ausgleich in der Gesellschaft strebt. Wohlstand, der durch Schädigung der Umwelt oder durch hohe Staatsverschuldung erkaufte wird, lehnten 80 Prozent der Bevölkerung ab.⁴ Angesichts von globaler Bevölkerungsexplosion und Klimawandel kommen immer mehr Menschen zu der Überzeugung, dass grenzenloses Wachstum in einer Welt begrenzter Ressourcen nicht möglich ist. Mittlerweile votieren 48 Prozent der Deutschen für mehr Umweltschutz, selbst wenn dadurch das Wirtschaftswachstum verringert wird. 39 Prozent räumen dagegen dem Wachstum der Wirtschaft und der Schaffung von Arbeitsplätzen Priorität vor dem Schutz der Umwelt ein.⁵

Ein Blick auf die Wirklichkeit zeigt jedoch, dass gewollte und gelebte Nachhaltigkeit weit auseinanderklaffen. So lehnt zwar jeder dritte Deutsche ab, Kleidung zu kaufen, die durch Kinderarbeit entstanden ist. Doch sprechen die Umsätze von Billigangeboten eine andere Sprache. Auch stimmten 2013 95 Prozent der Deutschen der Aussage zu, dass es die Pflicht der Menschen sei, die Natur zu schützen.⁶ Zugleich geht jedoch beispielsweise in Brasilien die Zerstörung des größten Regenwaldgebietes der Welt weiter. Allein von Mitte 2012 bis Mitte 2013 wurde im Amazonasbecken mit 5.891 Quadratkilometern eine Fläche gerodet, die einem Drittel des Bundeslands Sachsen entspricht.⁷ Die Folge: Die Menschheit zerstört ihre natürlichen Lebensgrundlagen mit wachsender Geschwindigkeit. Folgt man dem neuesten Bericht des WWF, hat sich der Artenschwund dramatisch beschleunigt. Etwa 10.000 Arten sterben jährlich aus, rund 30 Prozent gelten als gefährdet. Die Zahl der Säugetiere, Vögel, Fische und Pflanzen hat sich zwischen 1970 und 2010 halbiert!⁸ Mittlerweile beansprucht die Weltbevölkerung

die Ver- und Entsorgungskapazitäten von 1,5 Globen. 2030 werden es zwei sein. Auch in Deutschland gibt es keine Anzeichen für eine Trendwende. Trotz aller Klimaschutzmaßnahmen, Mülltrennung und Energiesparlampen verbrauchen die Deutschen (prozentual auf die Weltbevölkerung hochgerechnet) seit 2004 die Ressourcen von etwa 2,5 Erden.⁹

Zwar gibt es auch positive Meldungen wie die, dass das Loch in der Ozonschicht, die die Erde vor den UV-Strahlen der Sonne schützt, kleiner geworden ist – ein Zeichen dafür, dass die ergriffenen Maßnahmen wirken. Aber die Gefahr besteht, dass Erfolge auf der einen Seite durch höheren Konsum auf der anderen Seite zunichte gemacht werden. Dieser sogenannte Reboundeffekt verhindert, dass Bevölkerungs- und/oder Wirtschaftswachstum sowie Ressourcenverbrauch wirksam entkoppelt werden. Dabei wäre die Entkopplung von Bevölkerungs- und/oder Wirtschaftswachstum sowie Ressourcenverbrauch die Voraussetzung, um nachhaltig zu produzieren und zu konsumieren und damit zu Wirtschafts- und Lebensweisen zurückzukehren, die sich innerhalb der Tragfähigkeitsgrenzen der Erde befinden.

DENKEN UND HANDELN KLAFFEN AUSEINANDER

Warum klaffen Sicht- und Verhaltensweisen im Bereich Nachhaltigkeit so weit auseinander? Die Gründe sind vielfältig. Da gibt es Menschen, die nicht wissen, wie beispielsweise mit naturbelassenen Lebensmitteln eine gute Mahlzeit zubereitet werden kann oder kaputte Gebrauchsgegenstände repariert werden können. Über Jahrhunderte erworbenes Wissen über natürliche Zusammenhänge droht verloren zu gehen.

Für Nachhaltigkeit zu sein, gehört heute für viele zum guten Ton. Wenn sie allerdings selbst nachhaltig handeln sollen, weichen sie aus. Für Nachhaltigkeit sollen andere sorgen, am besten Wirtschaft und Staat. So stehen den bereits erwähnten 95 Prozent der Deutschen, die es für eine Menschenpflicht halten, die Natur zu schützen, nur 18 Prozent gegenüber, die sich hierfür persönlich verantwortlich fühlen. Dass es sich bei Nachhaltigkeit häufig nur um eine Schönwetter-Strategie handelt, wird auch deutlich, wenn nach den politischen Prioritäten in wirtschaftlichen Krisenzeiten gefragt wird. Zwar sehen beispielsweise 86 Prozent Naturschutz als wichtige Aufgabe an. Aber die Mehrheit will dem Schutz der Natur nicht zu jeder Zeit Priorität einräumen. So plädieren 62 Prozent dafür, in Krisenzeiten Gelder für den Naturschutz zu kürzen. Zudem: Der Mensch lebt seine Gewohnheiten. Viele sind zu bequem, um ihre ressourcenintensiven Lebensweisen aufzugeben und nachhaltigere zu pflegen. Dies gilt zum Beispiel für die meisten der 60 Prozent deutscher Autofahrer, für die das Auto das Hauptverkehrsmittel im Alltag ist. Nach den Gründen für ihre Verkehrsmittelwahl gefragt, geben fast alle Bequemlichkeit und Schnelligkeit an.

Immer mehr Menschen verhalten sich nachhaltig, indem sie beispielsweise urbane Gärten anlegen oder in Passivhäuser investieren. Wie aber kann der Ressourcenverbrauch sinken, wenn in dem Passivhaus so viele Flachbildschirme und Computer wie Zimmer installiert werden oder wenn urbane Gärtner ihre Ferien in der Karibik verbringen oder zu einer Umweltkonferenz nach Brasilien jetten? Die ökologischen Folgen dieses Verhaltens werden verdrängt. Viele vermeiden eine echte Umweltbilanzierung ihres Verhaltens.

Der Hauptgrund für die Diskrepanz zwischen Wollen und Tun liegt jedoch darin, dass es Individuen, aber mehr noch Gesellschaften unendlich schwer fällt, über Jahrzehnte eingeübte Verhaltensmuster aufzugeben. Denn diese stehen nicht nur in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Institutionen, die sie wiederum formieren und verstärken, sondern sind auch Quelle gesellschaftlichen Prestiges und Status. Es geht heute um nichts Geringeres als um den Wandel einer Gesellschaft, die ihre Probleme bislang nicht selten durch die Ausweitung ihres Ressourcenverbrauchs löste, hin zu einer Gesellschaft, deren Ziel es sein sollte, möglichst wenig Materielles zu benötigen.

Bisher ist erst in Umrissen erkennbar, wie nachhaltige Wirtschafts- und Lebensweisen aussehen könnten. Zwar gibt es eindrucksvolle Beispiele dafür, wie Menschen mit geringerem Ressourceneinsatz nicht nur ausreichend mit Gütern und Diensten versorgt werden können, sondern dies sogar als Lebensbereicherung empfinden. Aber solange nicht überzeugend geklärt ist, wie innere und soziale Sicherheit, Infrastruktureinrichtungen, ein hoher Beschäftigungsstand, ausgeglichene Haushalte und vieles andere mehr in einer Gesellschaft gewährleistet werden, deren Wirtschaft und materieller Wohlstand – wofür vieles spricht – nicht mehr wachsen, bleibt die Akzeptanz kultureller Erneuerung gering. Auch wenn diese Themen inzwischen Eingang in die Forschungsagenda gefunden haben, besteht nach wie vor Forschungsbedarf. Wichtig ist ferner, dass auch auf politischer und staatlicher Ebene ein Bewusstseinswandel vollzogen und wachstumsfokussiertes Denken überwunden wird. Darüber hinaus muss jetzt alles darangesetzt werden, um auch international – etwa auf dem nächsten großen Klimagipfel im Dezember 2015 in Paris – zu verbindlichen Klimazielen für die Zeit nach 2020 zu kommen.

¹ Vgl. Europäische Kommission (2014), *Attitudes of European citizens towards the environment*, Special Eurobarometer 416, Brüssel.

² Vgl. Miegel, Meinhard (2013), *Der Anfang ist gemacht*, FAZ-Spezial, 23.10.2014.

³ Vgl. Bundesumweltministerium (2014), *Naturbewusstsein 2013*, S. 9.

⁴ Vgl. Bertelsmann Stiftung (2010), *Umfrage: Bürger wollen kein Wachstum um jeden Preis*.

⁵ Die verbleibenden 13,1 Prozent verteilen sich auf „andere Antwort“, „keine Antwort“ sowie „weiß nicht“. Vgl. *World Values Survey, wave 6 (2010–2014), Results*, S. 103.

⁶ Vgl. Bundesumweltministerium (2014), S. 9.

⁷ Vgl. *The Guardian* (2014), *Amazon deforestation jumps 29% in a year*, 11.09.2014.

⁸ Vgl. WWF (2014), *Living Planet Report 2014*, S. 8.

⁹ Vgl. Denkwerk Zukunft (2014), *Das Wohlstandsquintett 2014*, S. 20 f.

Bauch schlägt Kopf

Warum es den Deutschen zu gut geht und der Wohlstand gefährdet ist

KNUT BERGMANN

Geboren 1972 in Erkelenz, leitet die Abteilung Kommunikation und das Hauptstadtbüro des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln. Er ist Altstipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Als der Lyriker Robert Gernhardt am 3. Oktober 1990 gefragt wurde, was er dem vereinten Deutschland wünsche, antwortete er, wie so oft, mit einem Gedicht: Deutsche! / Frei nach Bertolt Brecht / rate ich euch, wählet recht: / Von den Zielen die wichtigen / Von den Mitteln die richtigen / Von den Zwängen die spärlichen /

Von den Worten die ehrlichen / Von den Taten die herzlichen / Von den Opfern die schmerzlichen / Von den Wegen die steinigen / Von den Büchern die meinigen.

In der Rückschau auf die fast 25 Jahre seitdem ist es einfach, zumindest im Groben und Ganzen, herauszufinden, ob Gernhardts Ratschläge befolgt wurden. Dass das überragende Ziel war, die – nicht zuletzt wirtschaftlichen – Folgen der deutschen Teilung zu überwinden und Deutschlands Rolle in Europa und der Welt neu zu definieren, daran dürfte wenig Zweifel bestehen. Ähnlich kommen Historiker wie Ökonomen zu dem Urteil,

dass die Mittel, wenigstens überwiegend, die richtigen waren. Und ganz ohne Frage waren die Wege so oft steinig wie schmerzliche Opfer zu bringen waren. Dass diese Wege zum Erfolg führen würden, konnten sich die Deutschen in ihrer typischen Verzagtheit nicht so recht vorstellen. Vielmehr galten sie lange als reformunwillig, larmoyant, an den materiellen Kosten wie emotionalen Folgen der Wiedervereinigung knabbernd. Jüngst hingegen erbrachte eine Studie, dass Deutschland über das beste Image aller Nationen verfügt. Unter anderem werden Deutschlands Wirtschaftsstärke, die vergleichsweise solide Haushaltsführung, der hohe Industrieanteil, der weltweit gerade als Vorteil wiederentdeckt wird, anerkannt. Das gilt selbst oder gerade angesichts der nun deutlich eingetrübten Konjunktur. Teil der wiedergewonnenen Stärke ist die politische Macht des vereinten Landes. Eine Macht, die Verantwortung mit sich bringt (Ukraine-Krise), aber auch Misstrauen (was sind die deutschen Interessen in Europa?) und, vorsichtig formuliert, Unmut (europäische Austeritätspolitik).

Dass Deutschland wieder so gut da steht, geht zu einem guten Teil auf die Agenda-Politik zurück. Vor allem aus Sicht seiner eigenen Partei waren die damit verbundenen Wege so steinig und die Opfer so schmerzlich, dass sie Gerhard Schröder schlussendlich die Kanzlerschaft kosteten. Mit der Agenda 2010 fand dennoch der lang anhaltende reformpolitische Stillstand ein Ende, der schon im April 1997 in der legendären „Ruck-Rede“ von Bundespräsident Roman Herzog Ausdruck gefunden hatte. Er attestierte darin den Deutschen ein mentales Problem, das sich in der fehlenden „Bereitschaft, Risiken einzugehen, eingefahrene Wege zu

verlassen, Neues zu wagen“, niederschlage, weshalb „ein Ruck durch Deutschland gehen“ müsse. Der Ruck kam sechs Jahre später, aus der Not geboren. Als die Agenda griff, beflügelt von einer lange anhaltenden guten Weltkonjunktur, folgte ein Aufschwung, den sogar Optimisten kaum für möglich gehalten hätten. Der Begriff „Reform“ verlor indes jegliche positive Konnotation. Und ungünstigerweise scheinen wie für Menschen ähnlich für Volkswirtschaften nur die schlechten Zeiten die guten für Weiterentwicklung – will sagen: Reformen – zu sein.

Jetzt geht es dem Land aber gut. Vielleicht zu gut? Zumindest so gut, dass die Debatte im letzten Bundestagswahlkampf vor allem um Verteilungsfragen kreiste. So gut, dass ironischerweise das Narrativ der Oppositionsparteien, die Verhältnisse im Land seien zutiefst ungerecht, nicht verfiel. Und so gut, dass die amtierende Große Koalition zunächst soziale Wohltaten ausschüttete. Nun mögen die Rente mit 63 sowie Mindestlohn, Mietpreisbremse und Mütterrente nicht zuletzt aufgrund einer ungünstigen Kombination von programmatischer Schwäche aufseiten der Union und strategischer Stärke der Sozialdemokraten Einzug in den Koalitionsvertrag gehalten haben – missliebige Auswirkungen haben sie trotzdem. Um auf Robert Gernhardt zurückzukommen: Mit den ehrlichen Worten und den herzlichen Taten ist das so eine Sache, bei der sich, gerade in der Politik, ein jeder besser selbst eine Meinung bildet. Die Rente mit 63 jedenfalls kommt vor allem gut verdienenden Facharbeitern zugute, der Mindestlohn wird wie die Mietpreisbremse von Ökonomen fast aller Couleure abgelehnt.

Bei Beurteilung der Zeile „Von den Zwängen die spärlichen“ kommt es auf die Haltung an. Zweifelsohne ist jedoch die Regulierungstiefe und Verrechtlichung unserer Gesellschaft stetig vorangeschritten. Es wäre zu überdenken, ob dies wirklich der richtige Weg ist, gerade in konjunkturell absehbar schwierigeren Zeiten. Immerhin harren laut Koalitionsvertrag noch weitere potenziell wachstumsfeindliche Vorhaben der Umsetzung: Frauenquote, ein neues Entgeltgleichheitsgesetz, neue Rechtsansprüche auf Freistellungen der Arbeitnehmer. Dinge wie eine Anti-Stress-Verordnung kommen obendrauf. Bei dieser und anderen Absichten ist fraglich, ob der Sachverhalt überhaupt richtig erfasst wird. Beispiel Werkverträge, die ebenfalls reguliert werden sollen: Sie sind aus einer arbeitsteiligen Ökonomie schlicht nicht wegzudenken. Gerade digital vernetzte Produktionsprozesse werden immer arbeitsteiliger, weshalb es in Zukunft – Stichwort Industrie 4.0 – eher mehr als weniger Werkverträge geben wird. Sie gelten aber in Teilen von Politik und Öffentlichkeit als Instrument, mit dem angeblich vor allem Löhne gedrückt und Arbeitnehmerrechte unterlaufen werden. Für einen verständigen Diskurs, der nötig wäre, um Deutschland bestmöglich als modernes Industrieland zu gestalten, sind die Voraussetzungen indes alles andere als günstig. Ähnliches gilt für andere, stärker ins gesellschaftspolitische gehende Themen wie die Energiewende, eine – immer auch mit Blick auf das Auslaufen des Solidarpaktes II im Jahr 2019 – nötige Föderalismusreform und Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Insbesondere die letztgenannte Herausforderung, das Miteinander, wird in hohem Maße auf einer, um in der Diktion Roman Herzogs zu

bleiben, mentalen Ebene entschieden. Die allerorten um sich greifenden Zweifel an unserem Sozial- und Wirtschaftssystem haben dabei zentrale Bedeutung. Und sie speisen sich beileibe nicht allein aus rationalen Quellen.

DAS NARRATIV VON DAVID GEGEN GOLIATH

Mittlerweile gelten selbst normale marktwirtschaftliche Vorgänge – etwa die Pleite eines Unternehmens, das kein marktfähiges Produkt mehr anbieten kann – als amoralische Exzesse des neoliberalen Spätkapitalismus. Im Ruch des Frevelhaften steht gelegentlich sogar die unabdingbare Notwendigkeit für Unternehmen, Gewinne zu erwirtschaften. Die Finanzkrise wirkt nach, in der einige Marktteilnehmer nicht nur eine unternehmerische, sondern, schlimmer noch, eine moralische Bankrotterklärung abgegeben haben. Ergänzt wird dieses Bild von Managern, die mit ihrem Verhalten nicht nur vor Gericht gelandet sind, sondern deren Negativbeispiele zunehmend Eingang in die Literatur finden – besonders anschaulich wie aktuell in dem Roman *Johann Holtrop* von Rainald Goetz, der aus dem Fehlverhalten eines Managers eine beißende Wirtschaftskritik entwickelt. Das Unbehagen, ob der Markt tatsächlich alles zum Vorteil aller regelt, ist also verständlich. Schließlich trägt die Globalisierung zur Unübersichtlichkeit bei.

Mit der üblichen, rein technizistischen Argumentation allein ist dem allen nicht beizukommen. Argumente wie Ängste gilt es ernst zu nehmen; der Eindruck fehlender Empathie ist fatal. Dies gilt umso

mehr, als nicht mehr alles, was legal ist, als legitim empfunden wird. Anschauungsmaterial bot jüngst die Aufdeckung von Steuerverlagerungen nach Luxemburg. Trotzdem sollte der Bauch den Kopf nicht schlagen. So spielen etwa in die Debatte um das Transatlantische Freihandelsabkommen Ängste hinein, die unbegründet sind, da die in Rede stehenden Bereiche von den Verhandlungen ausgeschlossen sind. Und im Falle Luxemburg sind es vor allem amerikanische Unternehmen, nicht deutsche. Wegen des generell erschütterten Vertrauens lässt sich in der hoch komplizierten Debatte aber vieles in einen Topf werfen.

Das Narrativ folgt in vielen dieser Fälle dem von David gegen Goliath. Nicht nur in der Bevölkerung fällt diese Erzählung auf fruchtbaren Boden. Laut einer Studie des Kölner Rheingold-Institutes, in der das Erleben und die Vorstellungen von Wirtschaft bei Journalisten ergründet werden, herrscht das unbewusste Bild einer nahezu dämonischen Übermacht der Wirtschaft vor. Wirtschaftsjournalisten erleben in der Auseinandersetzung mit ihrem als anspruchsvoll, aber auch als trocken empfundenen Gegenstand der Berichterstattung Ohnmachtsgefühle und Unbehagen. Erklärt wird diese kritische Haltung mit einer wachsenden Beklemmung gegenüber der Komplexität der Wirtschaft, ihren unbewusst wahrgenommenen Abgründen und der Empfindung eines Auseinanderdriftens von oben und unten. Damit befinden sie sich in bester, im wahrsten Sinne des Wortes: Gesellschaft. Hinzu kommt die „typisch deutsche Grundskepsis [...]“. Das Thema Wirtschaft bietet sich wie kein anderes als Projektionsfläche an. Wirtschaft wird als gesellschaftlich akzeptiertes Feindbild er-

lebt. An ihr können sich Angst, Kritik und Wut entladen“, so eine Pressemitteilung zu der Studie.

OPFER DES EIGENEN ERFOLGS

Ob die Deutschen die Quellen ihres Wohlstands noch verstehen, muss bezweifelt werden. Eher fällt das Land hinter den reformpolitischen Sachstand der Zeit zurück, als Roman Herzog den Deutschen „kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem“ attestierte. Allerdings gibt es ob der Empfindung mangelnder Gerechtigkeit klare Mehrheiten für höhere Renten und den gesetzlichen Mindestlohn. Indessen – Stichwort Erkenntnisproblem – klaffen Wahrnehmung und Wirklichkeit bei dem Thema Verteilung in der Bevölkerung erheblich auseinander. Ausweislich einer internationalen Vergleichsstudie des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln sind die Einkommen hierzulande bei Weitem nicht so ungleich verteilt, wie es die Bürger einschätzen. Der Anteil des unteren Randes der Einkommensskala ist viel kleiner als weithin angenommen. Spiegelbildlich dazu wird in der Öffentlichkeit unterschätzt, wie sehr Deutschland weiterhin einer Mittelschichtgesellschaft entspricht. Trotzdem werden die Verhältnisse zunehmend als ungerecht wahrgenommen. Dem Erkenntnisproblem zuträglich ist die fehlende Erörterung, welches Maß an Ungleichheit denn akzeptabel wäre. Es wird in aller Regel lediglich testiert, dass die Verhältnisse so jedenfalls nicht bleiben dürften. Angesichts der Zweifel an der marktwirtschaftlichen Ergebnisqualität lohnte das Ringen um diese Fragen sehr.

Insgesamt wäre diesbezüglich ein Mehr an politischer Streitbarkeit wünschenswert.

Aber Verlustängste wiegen stärker als Chancen, und ob des hohen Wohlstandsniveaus sind Zuwächse heutzutage nur schwerer zu erreichen als früher. So werden wir Opfer unseres eigenen Erfolgs. Außerdem kennt jeder wenigstens aus der anekdotischen Empirie ein Beispiel gesellschaftlichen Abstiegs. Das hat Folgen. Mit „Risiko, nein danke“ fasste die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 1. Juli 2014 die Ergebnisse einer Befragung von Hochschulabsolventen, die für viel Aufsehen sorgte, zusammen. Als wichtigstes Entscheidungskriterium für die Berufswahl wurde die Sicherheit des Arbeitsplatzes (61 Prozent) genannt. Ein knappes Drittel der Studenten lehnte für den späteren Berufsweg die Privatwirtschaft grundsätzlich ab und befand ausschließlich Stellen im öffentlichen Bereich als attraktiv. Karrierechancen, die Möglichkeit zum selbstständigen Arbeiten oder die Innovationskraft eines Unternehmens waren nicht so wichtig. Kein Wunder, dass laut Deutschem Industrie- und Handelskammertag vierzig Prozent der Unternehmer keinen Nachfolger mehr finden; lediglich sechs Prozent der Universitätsabsolventen machen sich selbstständig. Spöttisch ließe sich kommentieren: Es ist erstaunlich, wie viel Gründergeist und Innovationskraft dieses Land trotzdem aufweist. Beides zu erhalten, ist eine der großen Aufgaben für 2015 und darüber hinaus. Dabei ist die Wirtschaft vor Erkenntnisproblemen nicht gefeit: Mit dem Thema Industrie 4.0, dem wirtschaftlichen Zukunftsprojekt überhaupt, hat sich erst eine Minderheit der

Unternehmen beschäftigt – während es auf der politischen Bühne längst angekommen ist. Wie auf vielen anderen Feldern ist bei diesem Wachstums- und Wohlstandsprojekt das Zusammenspiel von Politik, Wirtschaft und Bürgern entscheidend. Genauso lässt sich am Rückgewinn des Vertrauens in die Soziale Marktwirtschaft nur gemeinsam arbeiten – ein Diskurs, der, nun ja, etwas aus der Bahn geraten ist.

Die Dinge in Relation zu setzen, hilft. Der Blick zurück obendrein, denn er zeigt, wozu wir fähig sind. Was hat unsere Gesellschaft in den vergangenen 25 Jahren nicht alles bewältigt? Für Verzagtheit besteht kein Anlass – weder in Politik, Gesellschaft noch Wirtschaft. Ob Robert Gernhardt den Eindruck hätte, dass allen seinen Ratschlägen Folge geleistet worden ist, bleibt unbeantwortet. Jedenfalls wird der 2006 verstorbene Lyriker noch heute viel zitiert, weshalb mindestens seine letzte Empfehlung „Von den Büchern die meinigen“ eingelöst worden sein dürfte. Ganz ohne Ironie gilt es jedoch seinen ersten Rat zu beherzigen. Frei nach Gernhardt stehen wir jetzt, ein Vierteljahrhundert nach dem Fall der Berliner Mauer, in dessen Zeit ebenso der Beginn der Globalisierung fällt, angesichts der Herausforderungen, mit denen Deutschland und die Europäische Union samt ihres Wirtschaftsmodells konfrontiert sind, wiederum vor einer Zeitenwende. Dabei haben wir die Wahl, ob wir weltweit wettbewerbsfähig bleiben, ob wir den Wohlstand halten wollen – auch damit Deutschland in Europa und der Welt seine Aufgaben übernehmen kann. Kurzum: „Wählet recht.“

Frisst der Markt die Demokratie?

Die Allmacht einer neoliberalen Matrix ist wenig evident

ALEXANDER BRAKEL

Geboren 1976 in Bonn, stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste / Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Wolfgang Streeck: *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2012, Suhrkamp Verlag, Berlin 2013, 271 Seiten, 24,95 Euro.

Aus den vielen Untersuchungen, die die Finanzmarktkrise 2008 und ihre Folgen analysieren, ragt dieses Buch heraus: Denn Wolfgang Streeck, Direktor des Max-Planck-Instituts für Gesellschafts-

forschung in Köln, beschränkt sich nicht auf die Ereignisse der vergangenen Jahre, sondern bettet sie in eine Erzählung der Wirtschaftsgeschichte von der Nachkriegszeit bis heute ein. Und trotz des eher knappen Umfangs des Bandes ist es eine große Geschichte – die Geschichte des systematischen Umbaus des keynesianisch gezähmten, demokratischen Kapitalismus in einen neoliberal entfesselten Marktradikalismus, der nur noch schwer mit den Gesetzen der Demokratie in Übereinstimmung zu bringen sei.

Im Einzelnen erzählt Streeck die Geschichte so: Nach Ende des Zweiten Weltkrieges hatte sich der Kapitalismus diskreditiert, weshalb die Kapitaleseite zu sehr weitgehenden Zugeständnissen gegenüber

der Arbeiterseite bereit war. Starke Gewerkschaften stellten durch ihre Verhandlungsmacht sicher, dass die Arbeitnehmer über satte und regelmäßige Gehaltssteigerungen vom Wirtschaftswachstum profitierten. Diese Zeit endete Anfang der 1970er-Jahre. Unter dem Druck der Internationalisierung und deutlich niedrigerer Wachstumsraten stagnierten auch die Löhne und Gehälter.

„MONEY ILLUSIONS“

Um jedoch die Zustimmung der Arbeitnehmer zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung weiterhin sicherzustellen, bediente sich die Politik in der Folge anderer Mittel, die jedoch immer wieder an ihre Grenzen stießen und dann von einer neuen Strategie abgelöst wurden: Zunächst waren dies hohe Inflationsraten. Infolge der schon von Keynes beschriebenen „*money illusion*“ konnten so zumindest auf dem Papier Zuwächse bei den Einkommen erzielt werden. Die Stagnation machte diesem Prozess jedoch ein Ende.

Nächstes Mittel der Wahl war nun die stetige Erhöhung der Staatsverschuldung, mit der Leistungen für breite Bevölkerungsschichten gesichert wurden, die von den Staatseinnahmen nicht mehr gedeckt waren. Um genug Abnehmer für ihre Schuldscheine zu bekommen, liberalisierten die Staaten die Finanzmärkte. Als die Schulden jedoch überhand zu nehmen drohten, sahen sich die Politiker zur Konsolidierung und damit zur Ausgabenreduzierung gezwungen, die vor allem im sozialen Bereich erfolgten. Um zu verhindern, dass diese Kürzungen in einer sinkenden

privaten Nachfrage resultierten, wurden die Möglichkeiten zur Kreditaufnahme privater Haushalte verbessert, was eine weitere Liberalisierung der Finanzmärkte erforderlich machte.

Alle diese Maßnahmen „kauften“ Zeit, gingen jedoch jeweils mit erheblichen Nachteilen für die Arbeitnehmer und Vorteilen für die Kapitaleseite einher. Gleichzeitig stieg die materielle Ungleichheit, ohne dass eine dauerhafte Lösung des Problems erreicht wurde. Denn die steigende Privatverschuldung finanzierte einen weiteren Wohlstandsanstieg, resultierte jedoch 2008 in der Finanzmarktkrise, als das hohe Niveau der Gesamtverschuldung vielen Anlegern nicht mehr tragbar erschien. Die Staaten mussten erkennen, dass die Trennung in Privat- und Staatsschulden insofern artifiziell war, als sie nun gezwungen waren, auch die Banken zu retten, die wegen unsolider privater Kredite in Schieflage geraten waren. Die Rettung der Banken führte aber zum steilsten Anstieg der Staatsverschuldung seit 1945 und erhöhte die Dringlichkeit, die Staatsfinanzen wieder in den Griff zu bekommen. Unter dem Rubrum der „Austeritätspolitik“ kürzen die Staaten seitdem ihre Ausgaben, sind aber gleichzeitig darauf bedacht, ihre Kreditwürdigkeit auf den internationalen Finanzmärkten nicht zu verspielen. Ein Abbau der Schulden über einen Staatsbankrott fällt deshalb aus.

MÄRKTE ALS ZWEITER SOUVERÄN

Somit sind jedoch die Märkte als zweiter Souverän neben den Staatsbürger getreten. Die Regierungen überschuldeter

Länder können sich nicht mehr nur nach dem Willen ihrer Bürger richten, sondern müssen auch die Forderungen der Gläubiger erfüllen. Anders als die Staatsbürger, die zugleich Wähler der Regierungen sind und Betroffene ihrer Politik, sind die Finanzmärkte international und damit demokratisch nicht zu kontrollieren. Zugleich besitzen sie eine größere Souveränität, weil sie ihr Kapital jederzeit verlagern können. Deshalb sehen sich die betroffenen Regierungen gezwungen, einerseits den Forderungen der Anleger nachzugeben, und andererseits den Unmut der eigenen Bürger zu vermeiden. Letzteres gelingt umso besser, je stärker die Austeritätsmaßnahmen dem direkten Zugriff der Politik und damit dem Wählerwillen entzogen sind. Ein großer Konsens zwischen den Parteien oder auch Verfassungsvorgaben wie eine Schuldenbremse erreichen genau dies. Insofern sieht Streeck nicht nur die wirtschaftliche Ordnung, sondern auch die Demokratie im Kern bedroht – eine bedrohliche Analyse, der man eine Plausibilität nicht gänzlich absprechen kann. Insbesondere die in hochverschuldeten Ländern eingesetzten Expertenregierungen und die Massenproteste aufgebracht Bürger gegen deren Politik zeigen die Sprengkraft dieser Entwicklung.

NEOLIBERALE MATRIX

Die Frage ist allerdings, wie es soweit kommen konnte. Wieso ließen die Staaten ab Anfang der 1970er-Jahre die Budgetdisziplin vermissen, die sie in den zwei Jahrzehnten zuvor gewahrt hatten? Streeck sieht den Grund in der Entscheidung

„des Kapitals“, sich von der keynesianischen Ordnung der Nachkriegszeit zu verabschieden. Aus diesem Grund habe sich „das Kapital“ – eine amorphe, aber erstaunlich handlungsfähige Einheit – aus der Finanzierung des Staates zurückgezogen. Nicht ein Ausgaben-, sondern ein Einnahmenproblem habe am Beginn der Staatsverschuldung gestanden. Kapitaleigner versuchten zur Durchsetzung ihrer Ziele, Investitionen zu reduzieren und damit Druck auf die Politik auszuüben. Um Kapital anzulocken und notwendige Investitionen attraktiv zu gestalten, sei dann peu à peu die Steuerbelastung der Gutverdienenden gesenkt worden.

Dabei sei „das Kapital“ einer „neoliberalen“ Matrix gefolgt, deren Hauptziel es bis heute sei, den Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ durch eine „Marktgerechtigkeit“ abzulösen. Die Ergebnisse des Marktes sollten demnach automatisch als gerecht akzeptiert und jegliche Eingriffe in das Marktgeschehen verhindert werden. Insofern habe „das Kapital“ nicht nur das Ziel verfolgt, die eigenen Renditen zu erhöhen, sondern auch den Staat als solchen zurückzuschneiden. Die Manifestation dieses Plans sieht Streeck in der Europäischen Union, die Handelsschranken niedergerissen sowie über den Weg der Währungsunion Währungsabwertung abgeschafft und damit die Politik wichtiger Instrumente zur Einhegung der Wirtschaft beraubt habe. Trotz aller Lippenbekenntnisse zu einer europäischen Sozialpolitik habe die EU sich einseitig für die Interessen der Kapitaleseite eingesetzt und damit die staatlichen Handlungsmöglichkeiten minimiert. Die Lösung der aktuellen Krise sei deshalb nicht durch, sondern nur gegen die EU zu erreichen.

IN DEN ROSIGSTEN FARBEN

So glatt sich diese Geschichte anhört, einer empirischen Überprüfung hält sie nicht stand. Ihr fiktiver Charakter zeigt sich bereits in der Darstellung der von Streeck in den rosigen Farben gezeichneten Zeit vor der angeblichen neoliberalen Wende: Auch für die frühe Bundesrepublik lässt sich nicht von einem keynesianischen Konsens sprechen – im Gegenteil: Die ordnungspolitischen Vordenker der Sozialen Marktwirtschaft standen im klaren Gegensatz zu den interventionistischen Ideen des Keynesianismus. Erst über das Stabilitäts- und Wachstumsgesetz fand dieser 1967 erstmals Eingang in die deutsche Wirtschaftspolitik, ohne jedoch je zu ihrer alleinigen Grundlage zu werden.

Auch die Erzählung von der „neoliberalen Wende“ geht an der Realität vorbei, zumal man vergeblich nach einer genaueren Definition dessen sucht, was der Verfasser mit dem Begriff genau meint. Unter Neoliberalismus lassen sich so unterschiedliche Richtungen wie die Freiburger Schule des Ordoliberalismus, die Austrian Economics oder der von Milton Friedman vertretene Monetarismus fassen. Wegen der teilweise weit auseinandergelassenen Positionen taugt „der Neoliberalismus“ kaum als analytischer Terminus zur Charakterisierung einer bestimmten Wirtschaftspolitik. Vielmehr ist er zu einem linken Kampfbegriff verkommen, dem die Verantwortung für so gut wie jede sozio-ökonomische Fehlentwicklung zugeschoben wird. Streeck bildet diesbezüglich leider keine Ausnahme.

Auch hinsichtlich der Lohnentwicklung stimmt Streecks These für die Bundesrepublik nicht. Nach 1970 stiegen in

den meisten Branchen die Einkommen real weiter. Einige Industriezweige gerieten jedoch unter so starken Druck der ausländischen Konkurrenz, dass sie sich nicht in Deutschland halten konnten, in erster Linie die Textil- und Elektroindustrie, nicht jedoch die Chemie- oder Automobilindustrie. Stimmt Streecks These, hätten sich auch deren Eigentümer der sinistren Verschwörung des Kapitals angeschlossen.

Richtig ist Streecks Behauptung über die seit Anfang der 70er kontinuierlich steigende Staatsverschuldung. Aber auch die Staatseinnahmen stiegen weiter, konnten jedoch nicht mit den Ausgaben des Staates mithalten. Und dies hatte neben der wachsenden Arbeitslosigkeit eben in erster Linie mit genau jener Politik zu tun, die Streeck preist – mit dem Versuch einer (vulgär)keynesianischen Globalsteuerung und dem Bemühen, die Gesetze der Wirtschaft zugunsten ihrer politischen Gestaltung unterzuordnen. Bereits mit der Rentenreform 1957 war das Selbstverständnis der Sozialpolitik von der reinen Absicherung gegen Armut und Notlagen zu einer Garantie sozialer Sicherung auf hohem und dynamisch steigendem Niveau geworden. Die sozialliberale Koalition erhob den weiteren Ausbau des Wohlfahrtsstaates zum Programm. Als die Wachstumsdynamik einbrach, versuchte die Regierung, sie durch schuldenfinanzierte Wachstumsprogramme zu stimulieren, wodurch sich jedoch lediglich das Defizit vergrößerte. Daraufhin wurden erste zaghafte Versuche zum Umsteuern unternommen, ohne dass dies eine grundsätzliche Wende bedeutet hätte. Auch die 1980er- und 1990er-Jahre sahen einen weiteren Ausbau, keinen Rückbau des Sozialstaates. Einzelnen Kürzungen, wie etwa der Abschaffung des Schüler-Bafögs, standen

neue Ausgaben an anderer Stelle gegenüber. Zu nennen ist hier neben den Blüm'schen Frühverrentungsprogrammen vor allem die Einführung der Pflegeversicherung. Den stärksten Anstieg der Staatsverschuldung brachte die Deutsche Einheit, also ebenfalls ein politisch gewolltes, nicht von Unternehmensseite diktiert Projekt.

TIEFSITZENDES MISSTRAUEN

Nun leugnet Streeck weder den Anstieg der Steuereinnahmen noch der Staatsausgaben. Er hält diesen Anstieg jedoch für berechtigt, ja notwendig. Nur wenn die Arbeitnehmer über stetig steigende Einnahmen (ob nun direkt oder indirekt über Transfers) an den Gewinnen der Kapitalseite beteiligt würden, seien sie zur Mitarbeit im kapitalistischen System bereit. Dies zu finanzieren, sei Aufgabe der Wohlhabenden. Täten sie dies nicht, verabschiedeten sie sich damit aus dem System des demokratischen Kapitalismus. Aus dieser Ansicht spricht Streecks tief sitzendes Misstrauen gegenüber der Marktwirtschaft, mithin jenem System das nicht nur in Deutschland für den stärksten Anstieg des individuellen Wohlstands und Lebensniveaus in der Geschichte gesorgt hat. Trotz der im Vergleich zu den Nachkriegsjahren nachgelassenen wirtschaftlichen Dynamik geht es den Deutschen heute besser als in den 60ern, den meisten Parametern zufolge besser als je zuvor. Dies eher auf die Staatsverschuldung als die Wertschöpfung privater Unternehmen zurückzuführen, wäre absurd. Natürlich bleibt es fraglich, ob die Marktwirtschaft auch bei langfristig stagnierenden oder

sinkenden Einkommen weiterhin Zustimmung genösse. Diese Frage kann durchaus relevant werden, gerade wenn die bevorstehenden Folgen des demographischen Wandels zukünftige Lohngewinne aufzehren sollten. Auf keinen Fall jedoch werden alarmistische, auf Halbwahrheiten beruhende Werke à la Streeck zur Akzeptanz der Sozialen Marktwirtschaft beitragen.

AKT DER POLITISCHEN EHRlichkeit

Gleichzeitig muss die Frage nach Grenzen des staatlichen Zugriffs auf Vermögen und Einkommen der Bürger erlaubt sein. Das heißt nicht, dass sich etwa an den jetzigen Spitzen- oder Erbschaftssteuersätzen nichts ändern darf. Dennoch würde man sich eine politische Diskussion wünschen, die bei Ausweitung staatlicher Leistungen auch die damit verbundenen Finanzierungskosten transparent macht. Die Staatsverschuldung – hier ist Streeck zuzustimmen – verschleiert stattdessen und kauft Zeit. Aber genau deshalb ist die Schuldenbremse kein Instrument aus der „neoliberalen“ Folterkammer, sondern ein Akt der staatlichen Selbstbeschränkung und politischen Ehrlichkeit. Dass damit auch der Einfluss der Finanzmärkte als politischer Akteur beschnitten wird, müsste Wolfgang Streeck eigentlich freuen.

Prioritäten im Bundestag

Die Agenda der Unionsfraktion

MICHAEL GROSSE-BRÖMER

Geboren 1960 in Oberhausen,
Parlamentarischer Geschäftsführer der CSU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag.

Als wir den Koalitionsvertrag mit der SPD im Dezember 2013 unterzeichnet haben, hatten wir zuvor in den Koalitionsverhandlungen dafür gesorgt, dass an zwei wesentlichen Grundfesten nicht gerüttelt wird: Wer mit uns zu-

sammenarbeiten will, muss einerseits eine solide Haushaltspolitik akzeptieren und andererseits Steuererhöhungen ausschließen. Dafür mussten wir auch Themen in den Koalitionsvertrag aufnehmen, die vor allem der SPD wichtig waren: Rente mit 63, gesetzlicher Mindestlohn. Dennoch haben wir den entsprechenden Gesetzesentwürfen, die bereits in der ersten Jahreshälfte 2014 vorgelegt wurden, unseren Stempel aufdrücken können. *Erstens* halten wir nach wie vor an der Rente mit 67 fest. Angesichts einer alternden Gesellschaft und einem damit verbundenen Fachkräftemangel ist das der richtige Weg. Wir haben *zweitens* in das Rentenpaket unseren Vorschlag einbringen können, den Übergang in den Ruhestand zu flexibilisieren. Weitere Schritte nach vorn sind im Laufe der Legislaturperiode möglich. Nicht zuletzt ist die von uns geforderte Mütterrente ein wesentlicher Bestandteil des Rentenpakets, der

mehr Gerechtigkeit für Frauen bringt, die vor 1992 Kinder geboren haben. Beim Mindestlohn haben wir die aus unserer Sicht zwingend notwendige Tarifautonomie nachträglich in das Gesetz hinein verhandeln können. Es ist nicht gut, wenn die Politik dauerhaft in die Lohnfindung eingreift.

PRIVATES KAPITAL

Da wir in den ersten Monaten der Großen Koalition vor allem Projekte umgesetzt haben, die in den Bereich Arbeit und Soziales fallen, werden wir in den kommenden Monaten verstärkt darauf achten müssen, was wirtschaftlich notwendig ist. Eine Antistress-Verordnung oder ein Antistress-Gesetz, wie es von Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles ins Gespräch gebracht wurde, zählt nicht dazu. Eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung schafft Wohlstand im Land und die Voraussetzung dafür, den Sozialstaat dauerhaft finanzieren zu können. Die Union ist nach wie vor die Partei, die für die Soziale Marktwirtschaft steht. Wir lassen die sozial Schwachen nicht zurück, vernachlässigen aber dabei unser wirtschaftliches Profil nicht. Wir sind die einzige Fraktion im Bundestag, die daran erinnert, dass nur das verteilt werden kann, was vorher erwirtschaftet wurde.

Der deutsche Wohlstand basiert auf einem gesunden, starken Mittelstand, für den wir weltweit bekannt sind, und auf einer Industriegesellschaft, die sich allerdings im 21. Jahrhundert neuen Herausforderungen stellen muss. Wir müssen diese beiden Säulen des Wohlstands wahren und stärken. Wir haben es in diesem Jahr zum ersten Mal seit 1969 geschafft, einen Haushalt ohne neue Schulden aufzustellen: vor allem für nachfolgende Generationen eine gute Nachricht. Zu den wichtigsten Themen gehört nun die Frage, wie vor allem privates Kapital aktiviert werden kann, um den Investitionsstandort Deutschland attraktiver zu machen. Sollte es Überschüsse im Bundeshaushalt geben, müssen diese auch für zusätzliche Investitionen genutzt werden.

INDUSTRIE 4.0

Das Wachstum in Deutschland hängt aber nicht allein nur vom Geld ab. Die Frage, wie die Vernetzung der digitalen Technik mit der klassischen Produktion gelingen kann, ist eine der zentralen Zukunftsfragen. Wir haben in Deutschland ein starkes produzierendes Gewerbe. Aufgrund des hohen Anteils der Industrie an der Bruttowertschöpfung ist Deutschland so gut aus der Wirtschaftskrise herausgekommen. Nun stehen die Unternehmen vor einem neuen Entwicklungssprung – der Digitalisierung der Produktionsprozesse, den man gemeinhin unter dem Begriff „Industrie 4.0“ fasst. Hier sind die Unternehmen zunächst selbst in der Pflicht; den Innovationsprozess kann

ihnen die Politik nicht abnehmen. Wir wollen aber die Rahmenbedingungen für die Unternehmen auf dem Weg in die digitalisierte Wirtschaft verbessern. Größte Herausforderung ist für uns die Beschleunigung des Breitbandausbaus. Bis 2018 wollen wir in Deutschland stabile, schnelle und flächendeckende Kommunikationsnetze haben.

Im Bereich Bildung und Forschung ist Deutschland seit Jahren sehr gut aufgestellt und erfolgreich. Im Bereich Innovation nehmen wir weltweit einen Spitzenplatz ein. Der Bund hat seit 2005 die Haushaltsmittel im Bereich Bildung und Forschung verdoppelt und in diesem Zeitraum allein fünfzig Milliarden Euro in die Hightech-Strategie investiert, um zum Beispiel in der Gesundheitstechnik oder der Energiewirtschaft konkurrenzfähig und innovativ zu bleiben. Hier müssen wir intensiv weiterarbeiten.

Neben den Herausforderungen der Digitalisierung setzen wir uns entschieden für ein Transatlantisches Freihandelsabkommen (TTIP, *Transatlantic Trade and Investment Partnership*) zwischen der Europäischen Union (EU) und den USA ein. Hierdurch lässt sich ohne den Einsatz staatlicher Gelder Wachstum fördern. Die EU und die USA erwirtschaften immer noch fast die Hälfte der globalen Wirtschaftsleistung, wenn auch die Wirtschaftsmacht Chinas weiter wächst. Die USA sind für die EU das wichtigste, für Deutschland nach Frankreich das zweitwichtigste Exportziel. Derzeit kommen dreißig Prozent aller EU-Exporte in die USA aus Deutschland. Deutsche Warenexporte in die USA belaufen sich auf knapp neunzig Milliarden Euro und machen gut acht Prozent der gesamten Warenausfuhren aus. Rund 600.000 Arbeitsplätze in Deutschland hängen allein von diesen Warenexporten in die USA ab. Die Kosten für die Ausfuhren in die USA könnten durch TTIP deutlich gesenkt werden, wenn wir die Normen und Standards harmonisieren. Bisher ist es oftmals so, dass Waren speziell für den US-Markt gefertigt oder Zulassungsverfahren doppelt durchlaufen werden müssen. Das bedeutet für deutsche Unternehmen im Schnitt einen erheblichen, unnötigen Kostenaufwand.

FÜR TTIP WERBEN

Trotz dieser Zahlen hat sich eine Gruppe von Gegnern eines Freihandelsabkommens mit den USA organisiert. Dieser, auch von einem latenten Anti-Amerikanismus getragenen Gruppierung müssen wir in den kommenden Monaten mit überzeugenden Argumenten entgegentreten. Jeder Unionskollege im Bundestag wird den Bürgerinnen und Bürgern seines Wahlkreises zu erklären haben, warum Deutschland als Teil der EU von diesem Abkommen extrem profitiert. Ein Drittel der Deutschen hat sich laut Umfragen noch keine Meinung zu TTIP gebildet.

Dafür, dass das Thema Investitionsschutz (und die darin enthaltenen Schiedsgerichte) so negativ kommentiert wird, habe ich kein Verständnis. Investitionsschutzverträge hat Deutschland allein schon über 130 Mal bilateral abgeschlossen, ohne dass dies jemanden gestört hätte. Dieser Weg des Investitionsschutzes sichert Auslandsinvestoren gegen staatliche Willkür gerade in den Ländern ab, in denen es keine Rechtssicherheit gibt. Welchen Sinn aber hat ein Investitionsschutzabkommen mit den USA, wo doch diesseits und jenseits des Atlantiks nicht ernsthaft von fehlender Rechtssicherheit gesprochen werden kann? Die Antwort ist einfach: TTIP bietet die Chance zu einer umfassenden Reform des internationalen Investitionsregimes, das dann als weltweites Vorbild dienen würde. Wir könnten mit den USA einen neuen – hohen – Standard vor allem auch von Streitbeilegungsverfahren etablieren, der dann in künftigen Verhandlungen zum Beispiel mit China oder Russland als Grundlage dienen würde. Gerade für den deutschen Mittelstand wäre das eine gute Entwicklung, denn bislang muss dieser, etwa im Falle von Produktpiraterie, immer noch den unsicheren Weg über Gerichte der Herkunftsländer beschreiten. Mit TTIP könnten wir bestehende internationale Regeln verbessern und allgemeingültig durchsetzen.

Wollen wir auch künftig „Global Player“ sein, so sollten wir die TTIP-Verhandlungen bis Ende 2015 abschließen. Das ist eine ambitionierte Zeitplanung, aber sie verdient unsere Unterstützung.

ISLAMISCHER STAAT, DSCHIHADISMUS, KRIMINALITÄT IM INNEREN

Neben Industrie 4.0, einer umfassenden Digitalisierung der Wirtschaft und TTIP wird uns zunehmend das Thema innere und äußere Sicherheit beschäftigen. Wir sind von den Krisen in der Ukraine sowie im Nahen und Mittleren Osten, die nun in der Ausbreitung des Islamischen Staates (IS) ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden haben, direkt betroffen. Wir unterstützen den Kampf gegen die Ausbreitung des radikalen Islamismus in Syrien und im Irak. Gleichzeitig müssen wir uns mit dem Problem des Dschihadismus in Deutschland auseinandersetzen. Radikalisierte junge Muslime dürfen nicht zur Bedrohung für die innere Sicherheit werden.

Genauso haben wir uns im Koalitionsvertrag auch verpflichtet, Kriminalität in allen gesellschaftlichen Bereichen wirksam zu bekämpfen. Ein verschärftes Sexualstrafrecht, vor allem auch unter Berücksichtigung des Themas Kinderpornografie, haben wir bereits auf den Weg gebracht. Viele Bürger sehen sich zunehmend von Kriminalität bedroht. Das gilt besonders für die wachsende Einbruchskriminalität, Autodiebstähle, vor allem in Grenzregionen, und brutale Auseinandersetzungen im Bereich der organisierten Kriminalität. Wir setzen uns für einen verbesserten Informationsaustausch der

Polizeibehörden auf europäischer Ebene ein. Wir schließen bilaterale Polizeiverträge mit europäischen Staaten, um effektiver gegen Kriminelle vorgehen zu können. Der Bundesinnenminister hat ein solches Abkommen zum Beispiel mit Polen unterzeichnet. Die Zusammenarbeit der deutsch-italienischen Taskforce, die das Agieren der Mafiagruppierungen in Deutschland bekämpft, wird intensiviert. Und gerade in Grenzregionen muss die Bundespolizei personell und materiell so aufgestellt sein, dass die Bürger sich sicher fühlen können.

BEZAHLBARE ENERGIEPREISE

Die Energiewende, die wir bereits vor vier Jahren eingeleitet haben, ist auf einem guten Weg und muss jetzt an die aktuellen Entwicklungen angepasst werden. Unsere Aufgabe ist es, Versorgungssicherheit und bezahlbare Energiepreise für die Wirtschaft, insbesondere die energieintensive Industrie, aber natürlich ebenso für die Bürger zu garantieren. In einem ersten Schritt haben wir in diesem Jahr das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) reformiert, um die Kostenexplosion bei den erneuerbaren Energien zu stoppen. Da aber der Strom aus erneuerbaren Energien nicht rund um die Uhr zur Verfügung steht, müssen wir das Thema Versorgungssicherheit in Angriff nehmen. Wir brauchen dafür auch konventionelle Kraftwerke, deren Wirtschaftlichkeit durch die Einspeisung erneuerbarer Energien derzeit gefährdet ist. Wir werden prüfen, ob Kapazitätsmärkte eine Antwort sein können. Außerdem muss der Netzausbau wie geplant vorangetrieben werden, damit erneuerbare Energie aus dem Norden in die Verbraucherzentren des Südens transportiert werden kann.

LEBENSENDE IN WÜRDE

Schließlich werden wir uns in den nächsten Monaten mit einem wichtigen gesellschaftspolitischen Thema auseinandersetzen: mit der Sterbehilfe. Der Bundestag wird darüber fraktionsübergreifend debattieren. Wir haben uns bereits mit der SPD darauf verständigt, die Hospize und die palliativmedizinische Versorgung in Deutschland auszubauen. Wir setzen uns für ein Leben in Würde bis zuletzt ein. Wir dürfen sterbenskranke Menschen nicht sich selbst überlassen, sondern müssen ihnen beistehen. So diskutieren wir in der Union auch über die Frage, wie eine christlich geprägte Gesellschaft mit der Sterbegleitung umgehen sollte.

Die Unionsfraktion wird 2015 diese Schwerpunkte setzen. Dabei stellen wir uns natürlich auch den jeweils aktuellen Herausforderungen. Die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger zu unserer Politik, zur Bundeskanzlerin und zur Union ist sehr hoch. Das verstehen wir als Arbeitsauftrag.

Was international wichtig wird

Die globale Entwicklung aus Sicht der Konrad-Adenauer-Stiftung

GERHARD WAHLERS

Geboren 1959 in Münster, Stellvertretender Generalsekretär und Leiter der Hauptabteilung Europäische und Internationale Zusammenarbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Das Jahr 2014 stand im Zeichen wichtiger Erinnerungen: Vor hundert Jahren brach der Erste Weltkrieg aus, vor 75 Jahren begann der Zweite Weltkrieg, vor 25 Jahren fiel die Berliner Mauer, vor zehn Jahren wurden die Staaten Mitteleuropas Mitglieder der Europäischen

Union. Das Jahr 2014 war zudem geprägt von Ereignissen, deren Auswirkungen kaum unterschätzt werden können: Mit der Annexion der Krim und der Destabilisierung der Ostukraine veränderte Russland erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg auf aggressive Weise europäische Grenzen. Islamistische Terrorformationen forderten vor den Toren Europas in Syrien und dem Irak die Weltgemeinschaft in einer Weise heraus, der eine neue Qualität zugesprochen werden muss und die ethnisch und religiös motivierte Vertreibungen mit der Tendenz zum Völkermord umfasst. Fragile Staaten südlich des Mittelmeers befördern massive Flüchtlingswellen, destabilisieren die Region aber auch durch ihre Waffenarsenale, die längst in nicht berufene Hände gelangt sind. Territorialkonflikte, Versuche zur Sicherung von Einfluss und exklusiven Gebieten zur Rohstoffnutzung finden sich im Süd- und Ostchinesischen Meer, aber auch anderswo. Seuchen wie der Ausbruch von Ebola in Westafrika führen der Welt zudem ihre Verwundbarkeit durch Pandemien vor Augen.

Diese Aufzählung ließe sich problemlos erweitern. Und sie stellt Fragen für die Zukunft. Könnte es heute, dem Buchtitel von Christopher Clark folgend, neuerlich „Schlafwandler“ geben, die ihre Staaten in Kriege und Konflikte großen Stils führen, deren Auswirkungen unabsehbar sind? Sind die Mechanismen der Konfliktschlichtung und internationalen Zusammenarbeit heute tatsächlich besser gerüstet, frühzeitig deeskalierend und entspannend zu wirken? Sind Muster wie die vom „Kalten Krieg“ wirklich überholt angesichts der Tatsache, dass alte Großmächte ebenso wie Aufsteiger im globalen Wettbewerb auf Mechanismen klassischer Großmachtspolitik zurückgreifen? Ist der „Westen“, so es ihn denn heute noch gibt, zu kraftvollen, wertebasierten Antworten und zu eigener Selbstbehauptung im internationalen Systemwettbewerb willens und fähig? Sind nicht zuletzt die deutsche und die Politik der Europäischen Union „auf Ballhöhe“ der Herausforderungen, vor die sie gestellt sind? Gibt es dafür glaubwürdige Strategien? Und nicht zuletzt: Wie kann eine Organisation wie die Konrad-Adenauer-Stiftung hier ihren Beitrag leisten?

MEHR EUROPA, WO ES MEHRWERT BRINGT

2015 ist mit einigen Marksteinen versehen, die auch bei der Beantwortung der anderen Fragen als Orientierung dienen können. Mit der Übernahme der G7-Präsidentschaft beim Gipfel in Brüssel im Juni 2014 hat Deutschland die Möglichkeit, Tagesordnungen mit zu beeinflussen. Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass einmal mehr Fragen der aktuellen Krisenbewältigung den Gipfel 2015 in Elmau bestimmen werden, vor allem die Suche nach gemeinsamen Antworten westlicher Führungsmächte bei Abwesenheit Russlands. Die Bundesregierung hat zudem Fragen nachhaltigen Wirtschaftens und Wachstums für Deutschland als besonders wichtig definiert, darüber hinaus aber auch eine anspruchsvolle klima- und entwicklungspolitische Prioritätensetzung. Krisen möglichst kurzfristig zu bewältigen und durch effiziente Krisenprävention mittel- und langfristig vermeiden zu helfen, das dürften die Pole der Doppelstrategie sein.

Die neue Europäische Kommission ist dabei, ihre Arbeit aufzunehmen. Im Zusammenspiel mit Parlament und Rat wird sie zeigen müssen, dass sie Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden weiß und die richtigen Akzente setzt. Die Forderung nach mehr Europa da, wo es einen Mehrwert bringt, und mehr subsidiärer Verantwortung bei Regionen und Nationalstaaten, wo dies nicht der Fall ist, scheint ein guter Leitgedanke – auch mit Blick auf den inneren Zusammenhalt der Union und Szenarien wie in Großbritannien. An einer intensivierten Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik aber führt kein Weg vorbei, auch wenn die Zeichen aus den Nationalstaaten darauf hindeuten, dass man sich gerade auf diesem Feld nur ungern europäisch einbinden lässt.

Europa wird in einer multipolaren Welt auf Dauer nur gemeinsam ein Akteur sein, auf den man hört, auf den man Rücksicht nimmt und der den Unterschied machen kann. Dazu ist es nötig, Harmonie in der Union nicht als gegeben hinzunehmen: Die Art, wie mancherorts der zurückliegende Europawahlkampf geführt wurde, lässt die Alarmglocken schrillen. Investitionen in die deutsch-französische Freundschaft, in die Beziehungen zu Polen und Großbritannien, aber auch zu Italien und zu den anderen Ländern im Süden der Union sind gut angelegt.

SORGEN UM EUROPÄISCHES „FREE RIDING“

Europa wird gerade in seiner unmittelbaren Nachbarschaft sicherheitspolitische Aufgaben übernehmen müssen, aus denen sich die USA tendenziell zurückziehen. Die sich anbahnende Energieunabhängigkeit der Vereinigten Staaten und der Konflikt mit Russland führen den Europäern ihre Verwundbarkeit einmal mehr vor Augen. Exportabhängige EU-Mitglieder wie Deutschland haben zum Beispiel ein existenzielles Interesse an sicheren Seewegen, die auch durch unsichere Gebiete führen. Der europäische Pfeiler der NATO – aktuelle Erkenntnisse zu Ausstattung und Einsatzfähigkeit nationaler Armeen und Verteidigungskomponenten geben Anlass zu Besorgnis – macht dabei keinen besonders soliden Eindruck. Das Stirnrunzeln auf der anderen Seite des Atlantiks über das immer wieder verfehlt Zwei-Prozent-Haushaltsziel der NATO-Partner und Sorgen über europäisches „free riding“ sind ernst zu nehmen. Natürlich sind militärische Einsätze außerhalb des Bündnisgebiets immer nur ein letztes Mittel, ausschließen aber kann man sie immer weniger: Humanitäre Katastrophen wie im Inneren Afrikas fordern sie in ähnlicher Weise heraus wie unmittelbare Sicherheitsinteressen der Europäer vor ihrer Haustür. Der Afghanistan-Einsatz – ISAF endet, die „Resolute Support Mission“ beginnt, die Art ihres Endes scheint fraglich – hat die Bereitschaft zu entsprechendem Engagement in der Zukunft nicht gerade erhöht. Es ist sogar in hohem Maße unpopulär, wie Umfragen in Deutschland zeigen. Gerade deshalb bedarf es einer nationalen Debatte und der Bewusstseinsveränderung in einem Umfeld, in dem sich der deutsche Bürger „von Freunden umzingelt“ sieht und ein Bedrohungsszenario nur schwer zur Kenntnis zu nehmen bereit ist – eine Aufgabe für politische Führung und politische Bildung.

Und nicht nur hier gilt: Die transatlantischen Beziehungen und die enge Verbindung mit den USA müssen wieder den Stellenwert bekommen, der ihnen gebührt, unabhängig von Themenkonjunkturen, die dieses Verhältnis belasten. Ein erfolgreicher Abschluss des Freihandels- und Investitionsabkommens TTIP könnte das Signal sein, das dieser Wertepartnerschaft neue Impulse verleiht und im Rest der Welt deutlich macht, dass hier ein starkes,

politik- und weltwirtschaftsgestaltendes Bündnis am Werke ist. Dafür muss geworben werden! Einer fortschreitenden Entfremdung, die nicht selten auch auf Unkenntnis und undifferenziertem Überlegenheitsgefühl beruht, kann nur mit einer verstärkten Kontaktdichte begegnet werden. Auch geostrategisch wäre ein solcher europäisch-amerikanischer Schulterchluss ein starkes Signal, wird doch der Wettbewerb zwischen den USA und China die kommende Zeit nachhaltig prägen – und da sollten Deutschland und Europa nicht versuchen, sich als Wanderer zwischen den Welten zu positionieren.

ENTWICKLUNGSPOLITIK UND DIE „MILLENNIUM DEVELOPMENT GOALS“

Das Jahr 2015 wird auch unter entwicklungspolitischen Gesichtspunkten ein besonders wichtiges. Es stehen nicht zuletzt Entscheidungen über die Post-2015-Agenda und die Bestandsaufnahme zu den „Millennium Development Goals“ an. Hier muss es darum gehen, auf die Bedeutung der richtigen Rahmenbedingungen für Entwicklung hinzuweisen. Entwicklung ist kein technisches Problem. Sie hat zentral mit dem politischen Willen und der Bereitschaft von Eliten zu tun, durch *good governance*, Transparenz, Rechtsstaatlichkeit, die Vermeidung von Korruption und angemessene wirtschaftliche Rahmenbedingungen dafür zu sorgen, dass sich die Potenziale der eigenen Bevölkerung entfalten können und eine Standortqualität für in- und ausländisches Engagement entsteht.

Dies rückt besonders ins Blickfeld, wenn durch gewaltsame Regimewechsel – auch solche mit Beteiligung von außen – ein Vakuum entsteht, das nicht unmittelbar durch legitimierte, handlungsfähige und adäquat vorbereitete Akteure vor Ort geschlossen werden kann. Entwicklungspolitische Instrumente greifen mittel- und langfristig, hier aber geht es nach der Stabilisierung um die Schaffung von Voraussetzungen dafür, dass entwicklungspolitische Akteure überhaupt wirksam tätig werden können. Damit ist Entwicklungspolitik allein überfordert. Der Begriff „vernetztes Sicherheit“ wird bekanntlich nicht überall geliebt, weist aber in die richtige Richtung und muss weiterentwickelt werden. Das erfordert die Bereitschaft aller Beteiligten, auch aller involvierten Ministerien, den notwendigen Instrumentenkasten gemeinsam zu verbessern und aus Erfahrungen zu lernen.

Bundesentwicklungsminister Gerhard Müller nimmt aus gutem Grund Afrika besonders in den Blick. Die Sonderinitiativen gegen den Hunger und zur Bekämpfung von Fluchtursachen tragen ebenso zur Stabilisierung eines für Europa zentral wichtigen Kontinents bei wie die Initiativen zugunsten der Transformationsländer, die auch für das Auswärtige Amt im Fokus stehen und an denen sich die Konrad-Adenauer-Stiftung intensiv beteiligt. Europa

muss dem Norden Afrikas und hier nicht zuletzt Tunesien – dem einzigen verbliebenen „Leuchtturm“ des demokratischen „Frühlingserwachsens“ im nordafrikanischen und arabischen Raum – helfen, sich in Freiheit, Toleranz und wirtschaftlicher Prosperität zu entwickeln. Der Satz: „Wenn Probleme woanders nicht gelöst werden, kommen sie zu uns“, klingt zwar abgenutzt, gilt aber nach wie vor.

Von ähnlich großer Bedeutung ist der arabische Raum. Das Ende der bewaffneten Konflikte ist dort allerdings die Voraussetzung dafür, dass Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit überhaupt greifen und den Menschen eine neue Perspektive eröffnen können. Initiativen des interreligiösen und interkulturellen Dialogs sind aber schon jetzt wichtig, ebenso die humanitäre Hilfe für Millionen von Flüchtlingen. Ein Europa, das zu seinen Werten steht, kann sich hier nicht verweigern. Es kann aber auch nicht überall Reparatur Helfer für innenpolitisches Versagen der Eliten in den Staaten dieser Region sein, zumal diese ihre moralische Verantwortung gern abschieben. Die Wiederbelebung und Stützung autoritärer Systeme ist nicht die angemessene Antwort auf die Erwartungen und Hoffnungen der Bürger des arabischen Raumes. Nicht alles, was kurzfristig Stabilität verspricht, tut dies auch auf mittlere und längere Sicht.

NEUE AUFSTEIGER, GEWACHSENE VERANTWORTUNG

Bei all diesen Debatten wird sich dann zeigen, ob speziell die immer wichtiger werdenden neuen Gestaltungsmächte bereit sind, sich auf sie einzulassen und entsprechende Standards in den Absichtserklärungen zu verankern. Ihnen und ihrer Entwicklung muss auch in der nahen und weiteren Zukunft besondere Aufmerksamkeit gelten. Ohne ihre Beteiligung wird die Lösung international zentraler Fragen immer weniger möglich sein. Dies beginnt mit der Rolle Chinas im UN-Sicherheitsrat, setzt sich fort mit der Rolle Indiens in der WTO und endet noch lange nicht bei der besonderen Verantwortung von Ländern wie Brasilien und Indonesien für die Erhaltung von Regenwaldgebieten, die für das Weltklima eine zentrale Bedeutung haben. Reformprozesse in internationalen Organisationen wie der Weltbank oder dem Internationalen Währungsfonds müssen ihnen eine angemessene Beteiligung sichern, gleichzeitig aber geht dies nicht ohne Verantwortung für *global governance* und globale Güter. Auch in ihrem Fall fragen sich nicht nur kleinere Nachbarländer, ob diese Aufsteiger des internationalen Systems bereit sind, sich an Regeln friedlich-konsensualer Konfliktlösung zu halten und entsprechend etablierte Verfahren zu nutzen, oder ob man ganz klassisch auf das Recht des Stärkeren setzt.

In der Klimapolitik etwa – der „große“ Klimagipfel mit der Frage einer verbindlichen Nachfolge des Kyoto-Protokolls steht für 2015 in Paris an – wird dies ganz virulent. Hier scheint Europa in jüngerer Zeit in eine Nebenrolle gerückt zu sein; wichtige Akteure des Klimaprozesses beschreiten andere Wege und stehen Verbindlichkeiten negativ gegenüber. Europa muss beweisen, dass engagierte Klimapolitik und wirtschaftlicher Erfolg keine Gegensätze sind – andernfalls werden gerade die aufstrebenden Schwellenländer nicht folgen. Gestärkt werden muss das Gefühl gemeinsamer Verantwortung. In das internationale „burden sharing“ werden sich immer mehr auch die BRICS-, G20- oder „Next-Eleven“-Nationen einbinden lassen müssen. Deutschland und Europa sind insgesamt gut beraten, nach Gleichgesinnten Ausschau zu halten und traditionell gute Verbindungen nicht zu vernachlässigen. Dies gilt, bei aller Virulenz der Probleme im afrikanischen und aller wirtschaftlichen Dynamik im asiatischen Bereich, ganz besonders für die Länder Lateinamerikas.

Insgesamt wird Europa nach außen nur strahlen und ausstrahlen können, wenn es seine internen Probleme in den Griff bekommt. Europa – das beweisen die sehnsuchtsvollen Blicke der (Noch-)Nicht-Mitglieder – hat nach wie vor eine hohe Anziehungskraft. Beitrittswünsche sind immer noch starke Reformmotoren bei den Kandidaten – gleichwohl erlahmt der Reformwille bisweilen, wenn man einmal die Aufnahme in den „Club“ geschafft hat. Dem zu begegnen, reichen die Instrumente der Union bisher offenbar nicht aus. Es lohnt sich, eine engagierte Debatte darüber zu führen, wie eine zukunfts-feste Europäische Union beschaffen sein muss, wie sich Vertiefung und Erweiterung vertragen, wie wirtschaftliche Dynamik zurückkehren kann, welche Ausgestaltung eine erfolgreiche Währungsunion dauerhaft zusammenhält und wie ihre Legitimation in den Augen der Menschen Europas gesichert werden kann. Europa hat Hausaufgaben zu machen – aber nur ein starkes und einiges Europa sichert die Chance, die hier skizzierten Aufgaben global angemessen zu bewältigen.

Ausblick weltweit

—
Berichte über fünf Weltregionen

Nordafrika/Naher Osten: Der „Islamische Staat“, die Entwicklungen in der Türkei, das iranische Atomprogramm, der Staatszerfall Libyens, der immer wieder gewaltsame Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern – kaum ein Land in Nordafrika und im Nahen Osten, aus dem uns während der vergangenen Monate nicht immer neue Hiobsbotschaften erreicht hätten. Botschaften, die uns nicht kalt lassen können, die unsere Interessen berühren: Die fortwährenden Flüchtlingstragödien im Mittelmeer und die Gefahr durch rückkehrende dschihadistische Terroristen sind nur die augenfälligsten Beispiele dafür.

Leider wird sich das 2015 wohl nicht ändern. Die Gründe, die zum „Arabischen Frühling“ vor vier Jahren geführt haben, sind unverändert vorhanden: die fehlende Möglichkeit einer ganzen jungen Generation, eine wirtschaftlich gesicherte Existenz aufzubauen – vor allem aufgrund einer hohen Jugendarbeitslosigkeit nicht zuletzt unter akademisch ausgebildeten Menschen; fehlende politische Teilhabemöglichkeiten, gepaart mit einer arroganten Behandlung der Bevölkerung durch eine Obrigkeit, die kaum Legitimität

beanspruchen kann – und letztlich die tiefe Krise der traditionellen, patriarchalisch und von einem statischen Verständnis des Islam geprägten arabischen Gesellschaften, die alltäglich mit der westlichen Moderne konfrontiert sind. Kein Regime, ob aus dem „Arabischen Frühling“ erwachsen, islamistisch oder auf säkulare Weise autoritär, hat hier bislang die notwendigen Antworten gefunden und Reformen ernsthaft versucht.

Es gibt Ausnahmen, die Hoffnung machen: Tunesien hat freie und faire Präsidentschafts- und Parlamentswahlen abgehalten. Die säkulare Partei „Ruf Tunesiens“ wurde am 26. Oktober 2014 stärkste Kraft vor der islamisch geprägten Ennahda-Partei, die in der Verfassungsgebenden Versammlung die meisten Abgeordneten gestellt und die Führungsrolle innegehabt hatte; Marokko wird einen behutsamen Reformweg weitergehen und dabei beispielsweise eine Dezentralisierung anstreben. Zu den sicherheitspolitischen Fragen, wie dem Konflikt in Syrien und im Irak, sollen gemeinsam mit Akteuren aus der Region Lösungen erarbeitet werden. Diesem Ziel dienen beispielsweise der sicherheitspolitische Dialog in der Türkei oder der Dialog mit Israel und Palästinensern, wo die Stiftung moderate Kräfte auf beiden Seiten auf ihrem Weg zu einer Zwei-Staaten-Lösung unterstützt. Dabei liefert die eigene Meinungsforschung wichtige Entscheidungsgrundlagen. Das 50-jährige Jubiläum diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel gibt 2015 Anlass, diese Methode zu bekräftigen und so auf die Zukunft der hoch komplexen Beziehungen zu schauen.

Trotzdem sind die Arbeitsbedingungen für eine politische Stiftung, die sich Freiheit und Demokratie, Parlamentarismus und Sozialer Marktwirtschaft verschrieben hat, schwieriger geworden. In den meisten Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas gibt es eine Tendenz zur Restauration autoritärer Strukturen, deren Protagonisten sich weltweit bestätigt sehen. Für sie ist nicht der Westen allein der Referenzrahmen. Umso mehr muss die Konrad-Adenauer-Stiftung Überzeugungsarbeit leisten – mehr tun unter ungünstigeren Umständen, so lautet die Herausforderung.

Dies birgt durchaus Gefahren, wie das nach wie vor gültige Kairoer Unrechtsurteil gegen unsere Mitarbeiter zeigt. Hier gilt es für die deutsche und europäische Politik, Kooperation mit klarer Kante zu verbinden. Denn durch Repression wird auch im Nahen Osten nur der Anschein von Stabilität erweckt. Wirklich dauerhaft können nur Reformen Erfolg haben. Längst sind es nicht mehr die Islamisten, denen hier die Lösungskompetenzen zugeschrieben werden. Die Menschen in Nahost und Nordafrika haben trotz der problematischen Entwicklung des „Arabischen Frühlings“ immerhin gelernt, dass sich durch Protest tatsächlich Veränderungen erreichen lassen. Dieser Geist ist aus der Flasche – gerade im Orient.

Thomas Birringer
Leiter des Teams Naher Osten
Hauptabteilung Europäische und Internationale Zusammenarbeit
Konrad-Adenauer-Stiftung

Lateinamerika: Politische und wirtschaftliche Entwicklungen des Jahres 2014 könnten einen neuen Trend in Lateinamerika andeuten, der im Zeichen einer Verschiebung zur politischen Mitte steht. Der Staatsbankrott in Argentinien und die kollabierende venezolanische Wirtschaft werfen ein grelles Licht auf die ordnungspolitischen Irrwege des „Sozialismus im 21. Jahrhunderts“ und führen zu dessen Attraktivitätsverlust in der Region. Zweifelsohne wird die Angst der neu entstandenen Mittelschichten vor dem sozialen Abstieg wirtschafts- und sozialpolitische Entscheidungen beeinflussen. Unterdessen ergeben sich auch in der Zusammenarbeit der lateinamerikanischen Staaten neue Konstellationen. Beispielsweise gibt Mexiko, das Teil der Pazifikallianz ist, eine neue, unbürokratische und wirtschaftsliberale Marschrichtung bei der regionalen Integration in Lateinamerika vor. Brasilien sieht sich dagegen im Rahmen des „Mercosur“ – unter anderem angesichts der schwierigen Beziehungen zu Argentinien – immer stärker in der Defensive.

Mexiko steht 2015 vor der großen Aufgabe, die zahlreichen – auch international wahrgenommenen – Reformpakete, die im laufenden Jahr verabschiedet wurden, in die Praxis umzusetzen. Gleichzeitig wird das Land einen Wahlmarathon

erleben: Die nationale Abgeordnetenversammlung wird neu gewählt, ebenso neun Landesregierungen, zahlreiche Landesparlamente und über 1.000 neue Bürgermeister und Gemeinderäte. 2015 wird somit die Machtverteilung bis zu den Kongress- und Präsidentschaftswahlen 2018 festlegen. Und das alles vor dem Hintergrund einer nach wie vor schwierigen Sicherheitslage mit verbreiteter Korruption, bei der staatliche Institutionen durch Einflüsse des organisierten Verbrechens vielfach unter Druck gesetzt werden.

Brasilien wird 2015 einen neu zusammengesetzten Kongress und den Antritt der neuen Regierung unter der im Oktober 2014 wiedergewählten Präsidentin Dilma Rousseff erleben. In Zentralamerika wählen die Guatemalteken 2015 eine neue Regierung, die sich dem zunehmenden Zerfall der staatlichen Institutionen im Zuge der Unterwanderung des Staates durch die organisierte Kriminalität ausgesetzt sieht. In der Andenregion steht der Ausgang der Friedensverhandlungen Kolumbiens mit Rebellen Gruppen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, wobei ein sozialer Konsens über die Bedingungen des Friedensschlusses noch weit entfernt erscheint. Dennoch bietet das Jahr 2015 die Perspektive, den ältesten Konflikt des Kontinents möglicherweise durch einen Verhandlungsabschluss zu beenden. Die Lage im Nachbarland Venezuela ist von

sich zuspitzender politischer Repression und der tief greifenden Aushöhlung des Rechtsstaates zunehmend gefährdet. Von der weiteren Entwicklung wird auch eine Signalwirkung für das Überleben des bolivarianischen Projektes in Lateinamerika ausgehen.

Positiv sticht die Entwicklung von Peru heraus. Nach 48 Jahren holt das Land die Vollversammlung der Gouverneure der Weltbank und des Weltwährungsfonds nach Lateinamerika. Dies ist wohl als Anerkennung der ordnungspolitischen Weichenstellungen der peruanischen Regierung zu verstehen.

Im Cono Sur, der Südspitze des Kontinentes, stehen wichtige politische Entscheidungen an, allen voran die Präsidentschaftswahlen im krisengeplagten Argentinien, wo das Regierungsprojekt des Kirchnerismus schon heute vielen als abgewählt gilt. Die schlechten Wahlaussichten haben bereits im laufenden Jahr zu einer

Radikalisierung des „nationalen und populären Projektes“ der Regierung Kirchner geführt. Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner ist verfassungsrechtlich die Wiederwahl versagt, sodass in ihrem Lager ein Kandidat gefunden werden muss. Ähnlich wie Mexiko wird Chile die Umsetzung der ambitionierten Reformagenda der Präsidentin Michelle Bachelet erleben. Hierbei geht es vor allem um die Umsetzung der beschlossenen Steuerreform, die für die Finanzierung der Bildungsreform notwendig ist. An der Diskussion über den Zugang zur Bildung sowie über deren Qualität und Bezahlbarkeit entfacht sich in Chile immer wieder die Debatte um den notwendigen sozialen Ausgleich.

*Olaf Jacob
Leiter des Teams Lateinamerika
Hauptabteilung Europäische und
Internationale Zusammenarbeit
Konrad-Adenauer-Stiftung*

Subsahara/Afrika: Wenn 2015 die Bestandsaufnahme über die Erreichung der Millenniums-Entwicklungsziele (MDGs) erfolgt, dann wird sich auf dem afrikanischen Kontinent erneut die Ambivalenz und Heterogenität Subsahara-Afrikas manifestieren. Die Wirtschaft des Kontinents wuchs 2013 im Durchschnitt um vier Prozent, für 2014 wird eine Wachstumsrate von 4,8 Prozent erwartet. Da sich der Wirtschaftssektor in Afrika mit einigen wenigen Ausnahmen (zum Beispiel Botswana) als sehr resistent gegenüber der globalen Finanzkrise erwies, gehen Projektionen gar von weiteren Steigerungen aus. Allerdings sind in diesen Zahlen noch nicht die Auswirkungen der jüngsten Ebola-Krise berücksichtigt.

Nach Schätzungen der Weltbank könnten die am meisten betroffenen Länder Guinea, Liberia und Sierra Leone mit Kosten von mehr als 809 Millionen US-Dollar konfrontiert werden. Ihre Wirtschaftsleistung ging seit dem Ausbruch der Ebola-Epidemie massiv zurück. Ein Land wie Sierra Leone, das sich bereits mit jährlichen Wachstumsraten von 11,3 Prozent auf dem Weg zu einem „Middle-Income“-Land befand, wird 2014 nur noch acht Prozent Wachstum verzeichnen können. Für 2015 wird ein Null-Wachstum zu erwarten sein.

Wie unterentwickelt der Gesundheitssektor in einigen Staaten Afrikas trotz der Bemühungen um die Erreichung der MDGs ist, wurde mit dem Ausbruch der Ebola-Epidemie erschreckend deutlich. Zwar konnten die Mütter- und Kindersterblichkeitsraten drastisch um über 40 Prozent gesenkt und auch die HIV/Aids-Prävalenz um fünf Prozent reduziert werden, doch ist im Gesundheitssektor ebenso wie im Bereich der Bildung nicht nur die Verfügbarkeit, sondern auch die Qualität der Dienstleistung für die Entwicklung des Landes entscheidend. Im Vergleich zu anderen Weltregionen weisen die Staaten Subsahara-Afrikas noch immer die geringsten Werte in der Analyse des *Human Development Index* (HDI) auf. Insbesondere bei der Reduzierung der Armut konnte Subsahara-Afrika zwar Fortschritte erzielen, liegt dabei in der Zielerreichung im Kontext der MDGs jedoch nach wie vor weit hinter Regionen wie Südasien zurück. 48,5 Prozent der Bevölkerung Subsahara-Afrikas leben von weniger als 1,25 Dollar pro Tag. Hinzu kommt, dass die Zahl der Menschen, die in den vergangenen zwanzig Jahren unter die Armutsgrenze rutschten, stärker anstieg als die Zahl jener, die sich aus der Armutsspirale befreien konnten. Ernährungssicherung stellt ein wesentliches Thema der Entwicklungszusammenarbeit dar. 2015 werden sich daher im Rahmen der BMZ-Sonderinitiative „Eine Welt ohne Hunger“ die Büros der Konrad-Adenauer-Stiftung in Kenia, Mali und in der Demokratischen Republik Kongo der Stärkung staatlicher Kapazitäten zum Krisenmanagement bei Hungerkatastrophen und zur Prävention von Versorgungskrisen durch Prognosemodelle widmen.

Um mit Afrikas wirtschaftlichem Wachstum auch eine Entwicklungsdividende zu verbinden, werden sowohl eine Diversifizierung und Industrialisierung der Sektoren als auch eine Einbindung in globale Wertschöpfungsketten notwendig. Nur so können in primär auf Rohstoffexporte ausgerichteten Ökonomien auch die dringend benötigten Arbeitsplätze

geschaffen werden. 91 Millionen Menschen drängten auf dem afrikanischen Kontinent in den letzten zehn Jahren auf den Arbeitsmarkt, der allerdings trotz der beeindruckenden Wachstumsraten lediglich 37 Millionen Arbeitsplätze in der offiziellen Wirtschaft zur Verfügung stellte. Betrachtet man die demografischen Prognosen, die davon ausgehen, dass 2030 Afrikas Bevölkerung auf 1,6 Milliarden Menschen (2010: eine Milliarde) angewachsen sein wird, so wird deutlich, welcher Druck sich aufbauen wird. Er dürfte sich durch die Faktoren einer stetigen Urbanisierung und die Auswirkungen des Klimawandels noch potenzieren. Dies führt insbesondere in der jüngeren Generation zu Frustrationen und sozialer Exklusion, die wiederum den Nährboden für eine Instrumentalisierung durch radikale politische Kräfte ergeben.

*Andrea Ellen Ostheimer
Leiterin des Teams Subsahara/Afrika
Hauptabteilung Europäische und Internationale Zusammenarbeit
Konrad-Adenauer-Stiftung*

Asien und Pazifik: Der asiatische Raum hat sich im zurückliegenden Jahrzehnt wirtschaftlich teils rasant entwickelt. Auf dem jüngsten APEC-Gipfel in Peking Ende 2014 wurde noch einmal sichtbar, wie sehr die aufstrebenden Mächte der Region auch politisch ein größeres Gewicht beanspruchen. Insbesondere der Gastgeber des Treffens, China, ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass er in der Region und weltweit seinen Einfluss zu stärken gedenkt. Dabei zeichnen sich etwa mit Sicht auf das Südchinesische Meer eskalationsgefährdete Konfliktsituationen ab. Auch die Lage auf der koreanischen Halbinsel birgt weiterhin sicherheitspolitischen Sprengstoff. Im Hinblick auf die regionale Integration der südostasiatischen Staaten ist 2015 ein wichtiger Markstein. Dann wird die ASEAN Economic Community (AEC), ein gemeinsamer Markt mit über 625 Millionen Menschen in zehn Staaten, zunächst unter dem Vorsitz Malaysias ins Leben gerufen. Die bemerkenswerten Entwicklungserfolge kontrastieren in einigen Ländern mit erheblichen politischen Verwerfungen. So sind

scheinbar konsolidierte Demokratien wie Thailand in Schwierigkeiten geraten. Richtungswechsel oder nur Akzentverschiebungen sind aufgrund bedeutender Wahlentscheidungen zu erwarten. Beispielsweise haben in Indien und Indonesien neue Staats- und Regierungschefs Verantwortung übernommen. Wichtige Weichenstellungen stehen im Transitionsland Myanmar bevor.

Nach dem indonesischen Wahljahr 2014 will der neue Präsident Joko Widodo ein ambitioniertes Reformprogramm durchsetzen. In Myanmar werden, wenn alles wie geplant läuft, Ende 2015 die ersten freien und allgemeinen Parlaments- und Präsidentschaftswahlen stattfinden. In Thailand hat die Übergangsregierung des Militärs für Ende 2015 demokratische Wahlen angekündigt. Insgesamt steht in Südostasien die Konsolidierung des Integrationsprozesses zur AEC auf der Tagesordnung – auch für die Konrad-Adenauer-Stiftung. Mit dem Inkrafttreten des gemeinsamen Marktes gewinnen die Themen Wirtschaftsordnung, soziale Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit an Bedeutung, die auch auf dem APEC-Gipfel 2015 unter Schirmherrschaft der Philippinen diskutiert werden.

In Südasien stehen Indien und Afghanistan im Fokus: Mit dem Ende von ISAF und dem Beginn der „Resolute Support Mission“ beginnt in Afghanistan die „Dekade der Transformation“. Präsident Aschraf Ghani ist gefordert, sein Land aus den Fesseln der wirtschaftlichen und politischen Stagnation zu befreien. Abzuwarten bleibt, inwieweit die zentralasiatischen Republiken auf die veränderte Sicherheitslage ihres südlichen Nachbarn reagieren werden: Schon jetzt wird in den Hauptstädten der Region vor zunehmender religiös motivierter und krimineller Gewalt gewarnt.

Während der neue indische Premier Narendra Modi 2014 vor allem mit symbolischen Reisen in die Region das internationale Parkett für sich erschlossen hat, wird er sich 2015 intern wohl der Themen Infrastruktur und Arbeitsmarkt annehmen. Ausländische wie inländische Investoren erwarten insbesondere Verbesserungen in der Rechtssicherheit. Indien ist 2015 Partnerland der Hannover Messe; die dann stattfindenden Regierungskonsultationen sind ein wichtiges Element der strategischen Partnerschaft mit Deutschland. Indien und China werden 2015 – vor dem Hintergrund ihres jeweiligen wirtschaftlichen und militärischen Aufstiegs – weiterhin die politische Gratwanderung zwischen Annäherung und Rivalität versuchen.

2015 ist das deutsch-chinesische Jahr der Innovationspartnerschaft, das neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit in allen Kooperationsbereichen anstoßen wird und der strategischen Partnerschaft beider Länder neue Impulse verleiht. Dieser neue Aktionsrahmen unterstützt die „EU-China 2020 Strategie für Sicherheit, Wohlstand und nachhaltige Entwicklung“ – Themen, die sich auch im Portfolio der Konrad-Adenauer-Stiftung wiederfinden. Darüber hinaus werden die chinesischen Regionen verstärkt in die Maßnahmen eingebunden, so auch beim Thema Urbanisierung. Fragen regionaler Verständigung sind ebenfalls im besonderen Interesse Chinas. Das betrifft

seine Kontakte in Asien, aber auch mit Europa – insbesondere in Bezug auf die Fragen von Energiesicherheit, Ressourcen und Klimaschutz.

Mit dem Start des Regionalprojekts Energiesicherheit und Klimawandel setzt die Konrad-Adenauer-Stiftung 2015 einen besonderen Akzent im asiatisch-pazifischen Raum. Schon heute blickt die Region mit Spannung auf die deutsche Energiewende. Zugleich ist zu beobachten, dass das Ziel der Energie- und Rohstoffsicherheit Einzug in die außen- und sicherheitspolitischen Strategien asiatischer Schlüsselländer findet.

Das Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor siebzig Jahren, Erinnerungen an die Abwürfe der Atombomben über Japan sowie an die Teilung der koreanischen Halbinsel werden öffentliche Diskussionen hervorrufen. Dabei ist das Gedenken unter den Nationen sehr unterschiedlich und teils ressentimentbehaftet. Die Konrad-Adenauer-Stiftung kann die nicht einfachen Wege zu einer gemeinsamen europäischen Gedenkkultur in die Debatte einbringen.

*Béatrice Gorawantschy
Leiterin des Teams Asien und Pazifik
Hauptabteilung Europäische und Internationale Zusammenarbeit
Konrad-Adenauer-Stiftung*

Europa/Nordamerika: Die aktuelle Lage der Europäischen Union (EU) wird einerseits dominiert von gestiegenen Erwartungen an die EU als sicherheitspolitischen Akteur; das gilt besonders im Hinblick auf den Umgang mit dem islamistischen Terror des sogenannten „Islamischen Staates“. Andererseits wird sie durch die Diskussion um die künftige Rolle europäischer Institutionen innerhalb der einzelnen Mitgliedsländer bestimmt.

Nach dem Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands von Großbritannien haben etwa die britischen Konservativen einen neuen Anlauf für ihr geplantes Referendum zur EU-Mitgliedschaft des Landes im Jahr 2017 gestartet. Dieses Vorhaben hatte Premierminister David Cameron seinen Landsleuten unter dem Druck der EU-Skeptiker in seiner eigenen Partei und angesichts der verbreiteten Ablehnung der EU in Großbritannien zugesagt. Bis zum Termin der möglichen Volksabstimmung

will er – nach eigener Aussage – die Stellung des Königreichs in der EU von Grund auf neu verhandeln. Im kommenden Jahr wählt Großbritannien ein neues Parlament, in dem voraussichtlich auch die EU-feindliche *United Kingdom Independence Party* (Ukip) eine Rolle spielen wird.

Die Krise in der Ukraine und die Rolle Russlands dominierte bereits während des gesamten Jahres 2014 die internationale Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung in den Ländern der östlichen Partnerschaft. Dabei ist momentan nicht abzusehen, wie sich die Lage im kommenden Jahr weiter entwickeln wird. Mit Sicht auf die Stiftungsarbeit geht es 2015 nicht zuletzt darum, die verschiedenen Akteure und Betroffenen der russischen Politik, vor allem also die Länder in der Nachbarschaft Russlands, in einem politischen Dialog zusammenzuführen, um gemeinsame Lösungsansätze zu ermöglichen.

Eines der wichtigsten Dokumente auf dem Weg zu einer dauerhaften Friedensordnung in Europa war die in Helsinki vor vierzig Jahren unterzeichnete KSZE-Schlussakte von 1975. In ihr verpflichteten sich alle Staaten, gewaltsame Grenzänderungen zu unterlassen und die territoriale Integrität aller Unterzeichnerstaaten zu achten. Europa erlebt derzeit ein Russland, das sich nicht mehr an diese Vereinbarungen gebunden fühlt. Auch deshalb sind die Auswirkungen der Krise

auf Europa und auf die internationale Sicherheit weitreichend. Die Ukraine ist zum Schauplatz von Auseinandersetzungen darüber geworden, auf welchen Prinzipien die Weltordnung des 21. Jahrhunderts beruhen wird. Vor diesem Hintergrund muss offen darüber diskutiert werden, inwieweit jene Staaten, die kurzfristig keine Aussicht auf Aufnahme in die EU und/oder die NATO haben, frei über ihre Zukunft entscheiden können. Die Stärkung der innereuropäischen Friedensordnung ist dabei auf das Engste mit der Frage verknüpft, wie die euro-atlantischen Sicherheitsstrukturen entwickelt werden können.

Die Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) ist zurzeit eines der am meisten – auch kontrovers und emotional – diskutierten politischen Vorhaben. Die Konrad-Adenauer-Stiftung nimmt intensiv an dieser Debatte teil und wird mit sachlichen Argumenten die Chancen dieses herausragenden Zukunftsjahrs hervorheben. Der globale Klimagipfel in Paris macht 2015 zu einem Schlüsseljahr für den Klimaschutz. Ein Hauptziel des G7-Gipfels wird es sein, einen Klimakonsens für ein Kyoto-Folgeabkommen zu schmieden.

Jens Paulus
Leiter des Teams Europa/Nordamerika
Hauptabteilung Europäische und
Internationale Zusammenarbeit
Konrad-Adenauer-Stiftung

Zwischen ISIS und Sisi

Autoritarismus, Staatsversagen und die politische Krise des Nahen Ostens

ANDREAS JACOBS

Geboren 1969 in Kleve, von 2007 bis 2012 Auslandsmitarbeiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Ägypten, wissenschaftlicher Mitarbeiter am NATO Defense College in Rom.

Was kommt heraus, wenn das verbreitete Akronym der syrisch-irakischen Terrormiliz „Islamischer Staat“ ISIS rückwärts gelesen wird? Richtig: der Name des ägyptischen Präsidenten Sisi. Als Wortspiel bestätigt sich hier die zurzeit verbreitete Lesart der politischen

Realitäten im Nahen Osten. Danach stünden in der Region genau zwei politische Alternativen zur Wahl: die Schreckensherrschaft von Islamisten und Dschihadisten oder die harte Hand der Militärdiktatur. Die an die Umbrüche des Arabischen Frühlings geknüpften Hoffnungen auf einen politischen Wandel hätten sich demgegenüber als naive Vision entlarvt. Schlimmer noch, das demokratische Experiment habe dazu geführt, funktionierende Regime in der Region zu destabilisieren, islamistische Terrorgruppen zu fördern und damit Bürgerkrieg, Chaos und Staatszerfall den Boden zu bereiten. Dies ist das Narrativ, mit dem die ägyptische Regierung den Militärputsch von 2013 und die zunehmende politische Repression im Land nach innen und außen rechtfertigt: Wer ISIS nicht will, bekommt Sisi, oder umgekehrt.

Das Problem bei der Vorstellung von der Diktatur als einziger Alternative zum islamistischen Terror besteht darin, dass sie Ursache und Auswirkungen der politischen Krise des Nahen Ostens verwechselt. Tatsächlich ist es der besondere Typus des arabischen Autoritarismus, der für Staatszerfall, Gewalt und Chaos in wesentlichen Teilen verantwortlich gemacht werden kann. Bereits der Blick auf die Landkarte der Umbrüche im arabischen Raum seit 2011 ist hier erhellend. Es waren und sind fast ausschließlich jene Länder betroffen, die sich nach dem Ende der Kolonialzeit und der europäischen Fremdbestimmung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einschneidende Reformprogramme verordnet hatten. In den jungen arabischen Nationalstaaten sollten völlig neue, moderne Gesellschaften entstehen, die auf Freiheit, Würde und Gerechtigkeit aufgebaut waren. Vorkoloniale Strukturen, traditionelle Loyalitäten und bestehende politische Institutionen hatten keinen Platz mehr. In der Realität zerstörten die „revolutionären“ arabischen Staaten, die auf dieser Grundlage geschaffen wurden, mehr politische Substanz als sie tatsächlich aufbauten. Hinter den Fassaden moderner Strukturen und Institutionen entstanden oft dysfunktionale politische Systeme, die weitreichende Legitimitäts- und Funktionsdefizite aufwiesen und die eigentlichen Herrschaftsstrukturen nicht trugen, sondern vielmehr verdeckten.

LEERE KULISSEN UND SCHEININSTITUTIONEN

Libyen wurde zu einem besonders eklatanten Beispiel. Die Institutionen von Gaddafis „Volksdschamahirija“ erwiesen sich nach seinem Sturz als leere Kulissen, hinter denen der offiziell funktionslose Revolutionsführer seinen absoluten Führungs- und Kontrollanspruch verbarg. Mit dem Tod des Diktators fielen deshalb auch die politischen Institutionen des libyschen Staates wie Kartenhäuser zusammen. Zurück blieben die einzigen Strukturen, welche die institutionellen Säuberungen des libyschen Volksmassenstaats überlebt hatten: Stammesverbände und islamistische Netzwerke.

In Ägypten gab es einen ähnlichen Effekt, wenn auch vor dem Hintergrund anderer Rahmenbedingungen und mit anderen Auswirkungen. Die ägyptischen Präsidenten Nasser, Sadat und Mubarak errichteten eine Vielzahl von Institutionen moderner Staatlichkeit. Über die politischen Geschicke des Landes wurde allerdings nicht hier, sondern in geschlossenen Kreisen einer engen Militär- und Machtelite entschieden. Mit der Absetzung Mubaraks traten 2011 die tatsächlich relevanten Institutionen ägyptischer Politik zum Vorschein und übernahmen abwechselnd das Ruder: der Sicherheitsapparat und die Muslimbrüder. Parteien, Loklräte, das Parlament und viele Verwaltungsorgane wurden als weitgehend funktionslose oder unfähige Scheininstitutionen entlarvt oder erwiesen sich, wie Medien, Verbände und Gerichte, als vom Sicherheitsapparat abhängige Akteure.

Dysfunktionalität und institutioneller Missbrauch können schließlich auch den Überraschungserfolg der ISIS-Miliz gegen die irakische Armee im Frühsommer 2014 erklären. Der bisherige irakische Premier Nuri al-Maliki hatte die Streitkräfte des Landes in den zurückliegenden Jahren zum Instrument der eigenen Herrschaftssicherung und zur Bedienung von religiösen und ethnischen Partikularinteressen benutzt. Hinter der Kulisse einer modernen Armee versteckte sich wenig mehr als eine Schiitenmiliz mit geringer Kampferfahrung, deren Führungskader nach Clan- und Machtinteressen und nicht nach Qualifikation ausgewählt wurden.

AUF DEN LEIM GEGANGEN

Die Liste ließe sich fortsetzen. Die Diskrepanz zwischen institutionellem Anschein und machtpolitischer Wirklichkeit findet sich überall in der Region. Tatsächlich war und ist Politik in den arabischen Staaten oft nicht das Resultat institutionell strukturierter Aushandlungsprozesse, sondern das Ergebnis intransparenter Verteilungskämpfe innerhalb geschlossener militärisch, konfessionell oder tribal strukturierter Eliten. Das fiel nicht weiter auf, weil im Inneren der Kampf gegen Israel, die Einmischung ausländischer Mächte oder die Bedrohung durch Islamismus und Terrorismus für funktionale Defizite verantwortlich gemacht werden konnten. Besonders Ägypten, aber auch Algerien und Syrien verstanden es außerdem, ihre defizitäre Staatlichkeit nach außen von weltläufigen Vorzeigediplomaten eloquent und selbstbewusst verkaufen zu lassen. Dem Westen ist anzulasten, dass er diesem Etikettenschwindel immer wieder auf den Leim gegangen ist.

Die Umbrüche des Arabischen Frühlings haben die institutionellen Defizite der arabischen Staaten zumindest vorübergehend offengelegt. Indem Mubarak, Assad und Gaddafi eigenständig funktionierende politische Institutionen systematisch zerstörten oder ihre Entstehung verhinderten, hinterließen sie nach ihrem Abtreten neben leeren Fassaden nur die eigentlichen Akteure, die hinter diesen Kulissen das politische Kräftefeld beherrschten: Militärs, Geheimdienste, Stämme, Islamisten und kriminelle Familienclans.

DIE SCHULDIGEN FÜR DEN STAATZERFALL

Es ist deshalb kein Zufall, dass die Verwerfungen des Jahres 2011 gerade in jenen Staaten besonders stark ausgeprägt sind, die vor vierzig oder fünfzig Jahren mit besonders ambitionierten Modernisierungsprogrammen antraten und traditionelle politische und soziale Strukturen besonders nachhaltig zerstörten oder missachteten: Libyen, Syrien und (knapp zwanzig Jahre vorher) Algerien. Es ist außerdem kein Zufall, dass die arabischen Monarchien von

den Umbrüchen des Jahres 2011 weitaus weniger betroffen waren. Marokko, Jordanien und die arabischen Golfstaaten sind von Demokratie oder guter Regierungsführung in vielerlei Hinsicht weit entfernt. Aber sie knüpfen in ihrer politischen Praxis an traditionelle Formen der Herrschaftslegitimierung und zum Teil auch Bevölkerungspartizipation an und konnten auf dieser Grundlage politische Systeme etablieren, in denen die Diskrepanz zwischen politischem Anspruch und politischer Wirklichkeit trotz vieler Defizite weniger stark ausgeprägt ist als bei den „republikanischen“ Nachbarn.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass der Ruf nach der „bewährten“ Militärdiktatur die Lösung mit dem Problem verwechselt. Es waren die vermeintlich Sicherheit und Stabilität garantierenden Autokraten und Diktatoren, die genau jene Voraussetzungen schufen, auf denen jetzt Staatszerfall und Chaos gedeihen. Indem sie die Herausbildung eigenständiger politischer Institutionen und Akteure, auf denen ein politischer Transformationsprozess aufbauen könnte, systematisch behindert und unterbunden haben und gleichzeitig die gesellschaftliche Islamisierung zuließen und zum Teil förderten, bereiteten sie den Nährboden für den radikalen Dschihadismus.

Die Rückkehr Ägyptens zur Militärdiktatur ist daher eine schlechte Nachricht. Der neue Präsident Sisi hat die Uhren wieder auf null zurückgestellt und macht genau an dem Punkt weiter, an dem Mubarak gescheitert ist. Die islamistische Bedrohung und der Kampf gegen den Terror von ISIS und al-Qaida wird zur Legitimierung autokratischer Herrschaftspraktiken herangezogen, demokratische und zivilgesellschaftliche Akteure werden ausgeschaltet, inhaftiert oder außer Landes getrieben. Gleichzeitig wächst in Ägyptens Gefängnissen die nächste Generation gewaltbereiter Dschihadisten und Terroristen heran.

Natürlich ist Ägypten unter Sisi besser dran als Syrien unter ISIS. Aber das ist keine Rechtfertigung für das Verschleppen politischer Reformen und die brutale Unterdrückung jeder politischen Opposition. Die politische Misere des Nahen Ostens lässt sich nur durch den allmählichen Aufbau tragfähiger politischer Strukturen und funktionierender Institutionen bewältigen. Nur so kann gewährleistet werden, dass sich die Menschen in der Region eines Tages nicht mehr zwischen ISIS und Sisi entscheiden müssen.

NATO reloaded?

Über die Neuorientierung des westlichen Bündnisses

KARL-HEINZ KAMP

Geboren 1957 in Bonn, Direktor für Weiterentwicklung an der Bundesakademie für Sicherheitspolitik in Berlin.

Wieder einmal ist in der transatlantischen Sicherheitspolitik von einem Wendepunkt die Rede. Die völkerrechtswidrige Annexion der Krim durch Russland und die von Moskau geförderte Gewalt in der Ostukraine rücken

die NATO wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Begriffe wie Verteidigung und Abschreckung kehren in den sicherheitspolitischen Grundwortschatz zurück, in dem bislang meist von Krisenmanagement, Partnerschaft oder Staatsaufbau (*Nation Building*) die Rede war. Ist das Atlantische Bündnis auf diese neue Lage vorbereitet und verfügt es über die notwendigen Mittel, um seiner Rolle als Sicherheitsgarant gerade für die osteuropäischen Mitglieder gerecht zu werden? Muss sich die NATO Gedanken über ihre künftige Rolle in der internationalen Sicherheitsarchitektur machen?

Äußerten zu Beginn der Ukraine-Krise gerade in Deutschland noch einige Talkshow-Veteranen Verständnis für Präsident Putins Argumentationsmuster, so wird mittlerweile mit Schrecken wahrgenommen, dass auch im Europa des 21. Jahrhunderts noch Grenzen mit Gewalt verändert werden. Moskau positioniert sich darüber hinaus als anti-westliche Macht, die ihre imperialen Träume gegen die NATO und die Europäische Union (EU) durchzusetzen bereit ist. Damit wird offensichtlich, dass es sich bei der derzeitigen Krise nicht um ein durchziehendes Schlechtwettergebiet, sondern um einen

fundamentalen Klimawandel im Verhältnis zu Russland handelt. Kein Wunder, dass es in Polen oder im Baltikum Befürchtungen über ein mögliches militärisches Vorgehen Russlands gegen NATO-Mitglieder gibt.

„GAME-CHANGER“ RUSSLAND

Die Allianz reagierte erstaunlich geschlossen auf die neue Lage und stellte Bündnisverteidigung wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Auf dem Gipfeltreffen von Wales im September 2014 einigten sich deshalb die NATO-Staats- und Regierungschefs unter der Überschrift „Readiness Action Plan“ auf einen abgewogenen Katalog militärischer Maßnahmen, um die Verteidigungsfähigkeit zu stärken und den NATO-Mitgliedstaaten in Osteuropa das Gefühl der Bündnissolidarität zu vermitteln. Eine neue schnelle Eingreiftruppe soll innerhalb weniger Tage mobilisiert werden können, falls es zu einer Krise an Außengrenzen der NATO kommen sollte. Darüber hinaus sollen Marinepatrouillen in der Ostsee, Überwachungsflüge im Baltikum, Truppenstationierungen im Ostteil der NATO oder häufigere Militärmanöver die Sicherheit des Bündnisgebietes garantieren. Dass Deutschland sich an diesen Maßnahmen in erheblichem Umfang beteiligen wird, bedeutet nicht nur eine neue Herausforderung für die Bundeswehr. Langfristig wird sich auch die Frage stellen, ob das aktuelle Verteidigungsbudget ausreicht, um den künftigen Anforderungen gerecht zu werden.

Vier Aspekte sind bei der Reaktion der NATO auf den Expansionsdrang Russlands bedeutsam: *Erstens* wurden die Entscheidungen in großer Einigkeit getroffen – wahrlich keine Selbstverständlichkeit in einem Bündnis, in dem die Sicherheitsinteressen der Mitgliedsländer je nach Geografie oder Geschichte erheblich variieren. Während etwa Italien oder Spanien eher auf die südlichen Krisenherde blicken, betonen Polen oder Estland heute, dass ihre Warnungen vor Russland in der Vergangenheit nicht ernst genommen wurden. *Zweitens* handelt es sich bei den Gipfelentscheidungen um Rahmenbeschlüsse, die in der Folgezeit noch ausgefeilt werden müssen. Dabei können sie je nach Vorgehen Moskaus verschärft oder abgemildert werden. *Drittens* sind der Schutz vor Russland und eine mögliche Zusammenarbeit mit Russland kein Gegensatz. Gesprächsfäden bleiben erhalten, und eine Kooperation, etwa mit Blick auf die nuklearen Aktivitäten des Iran, ist weiterhin möglich. *Viertens* schließlich beziehen sich die beschlossenen Maßnahmen allein auf die Sicherung des NATO-Bündnisgebietes – an eine militärische Verteidigung der Ukraine ist nicht gedacht. Darum kann man auch nur mit Kopfschütteln reagieren, wenn Russland die NATO allen Ernstes als Bedrohung für seine Sicherheit darstellt. Dass diese Position von den Rechtsextremisten in Frankreich und Teilen der Linken in Deutschland geteilt wird, macht sie nicht richtiger.

Die Vorgänge im Osten und Süden der Ukraine dürfen aber nicht dazu führen, dass sich das Bündnis wieder als eine allein auf Osteuropa ausgerichtete Verteidigungsallianz versteht. Stattdessen muss die NATO ihren globalen Blickwinkel behalten und sich der ganzen Breite sicherheitspolitischer Gefährdungen widmen. Das ist allerdings heute leichter gesagt als getan, weil die Unwägbarkeiten drastisch zunehmen und das Instrumentarium der NATO nur noch teilweise den anstehenden Problemen entspricht.

Ein Beispiel hierfür sind die aktuellen Entwicklungen in der islamischen Welt – in der NATO-Terminologie MENA (*Middle East and Northern Africa*) genannt. Dort hat die NATO über viele Jahre mit rund einem Dutzend Staaten kooperiert, half bei der Ausbildung von Streitkräften und erläuterte die Rolle von Militär in demokratischen Gesellschaften. Diese Form der Partnerschaft wurde als Instrument präventiver Sicherheitspolitik gepriesen, durch das die NATO eine Stimme in der konfliktgeladenen Region gewann. Was sich derzeit in MENA abspielt, sind aber weniger Regierungskrisen oder Revolutionen, die irgendwann zu neuen Regierungen oder neuen Ordnungen führen. Stattdessen deuten der Zerfall des Irak, der Niedergang Libyens, die Zersplitterung Syriens, die Dauerkrise in Ägypten oder die Ausrufung grenzüberschreitender Kalifate auf eine nachhaltige Erosion von Staatlichkeit hin. Zerfallen aber Staaten und Regierungen, so verschwinden damit die Ansprechpartner, mit denen die NATO erfolgreich kooperieren kann. Kooperative oder präventive Sicherheit ist dadurch kaum noch möglich.

INTERVENTIONSMÜDE ÖFFENTLICHKEIT

Ein weiteres Instrument aus dem sicherheitspolitischen Werkzeugkasten der NATO – das Krisenmanagement durch militärische Intervention – wird gleich von drei Faktoren bedroht. *Erstens* hat sowohl der NATO-Einsatz in Libyen als auch der jahrelange Kampf in Afghanistan gezeigt, dass auch ein durchaus erfolgreicher Militäreinsatz zur Beseitigung terroristischer Regime oder zum Schutz der Zivilbevölkerung nicht automatisch politische Stabilität nach sich zieht. Stattdessen öffnet man Pandoras Büchse und bereitet das Feld für rivalisierende Clans oder Interessengruppen, welche ganze Regionen ins Chaos stürzen können. Das führt *zweitens* zu der in allen NATO-Staaten zu beobachtenden Interventions-Müdigkeit. Selbst angesichts drastischer Menschenrechtsverletzungen, wie etwa durch das Assad-Regime in Syrien oder durch selbst ernannte Gotteskrieger, sind NATO-Regierungen und deren Öffentlichkeiten nicht mehr bereit, Soldaten in Krisenregionen zu schicken. Bestenfalls Waffenlieferungen oder Bombardements aus der Luft sind politisch durchsetzbar. *Drittens* werden Interventionen aus ganz praktischen Gründen kaum noch möglich sein, weil die rechtliche Grundlage nicht mehr gegeben sein wird. Konsens besteht weitgehend darüber, dass die NATO, wenn

überhaupt, nur mit einem Mandat der Vereinten Nationen militärisches Krisenmanagement betreiben sollte – was wiederum Einigkeit unter den fünf ständigen Mitgliedern des UN-Sicherheitsrates voraussetzt. Angesichts der Krise mit Russland wird es die Zustimmung Moskaus zu einer solchen NATO-Aktion kaum noch geben.

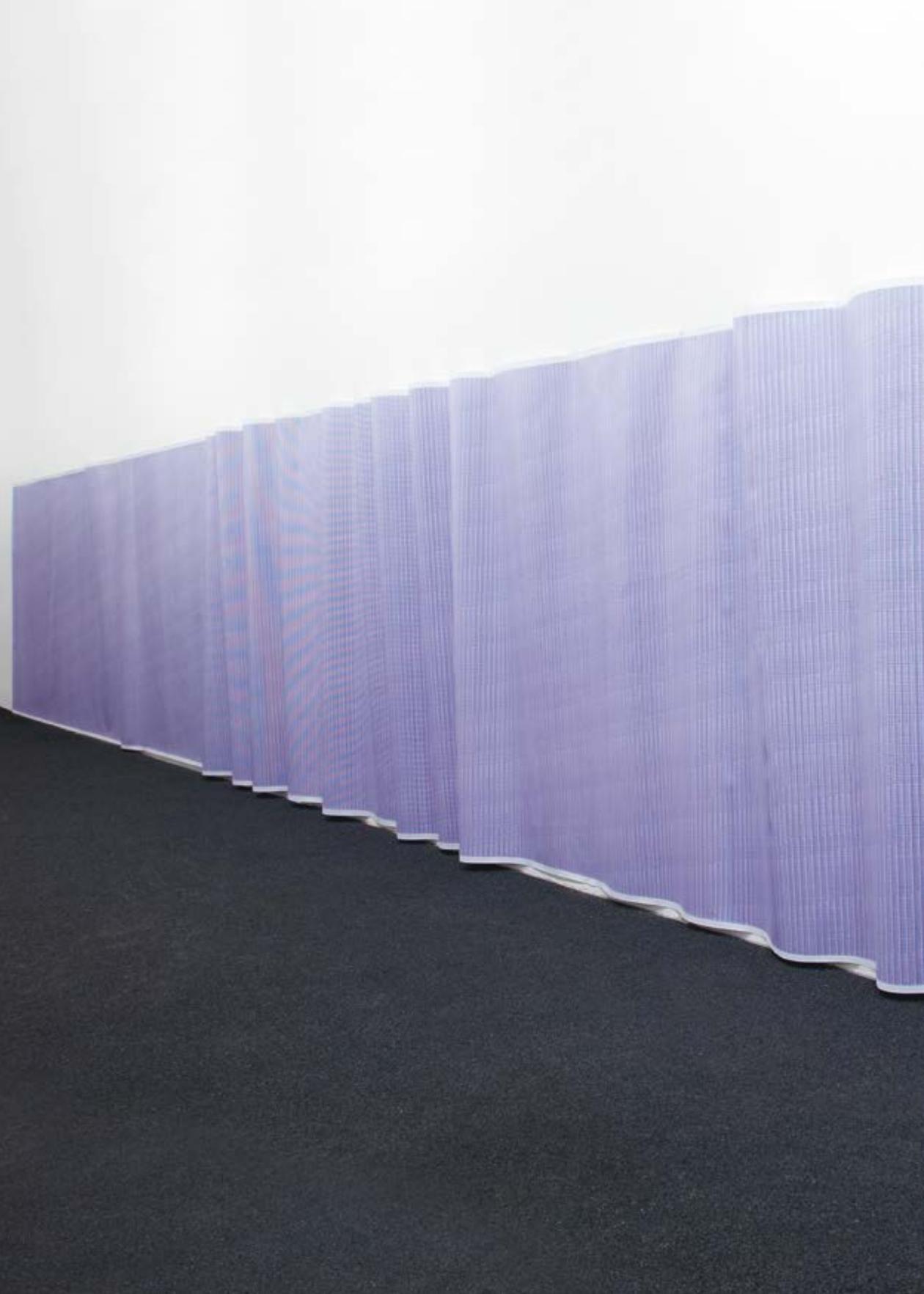
KONSEQUENZEN FÜR NATO-EUROPA

Eine weitere weltpolitische Entwicklung, welche das Portfolio und die Mechanismen der NATO langfristig beeinflussen wird, sind die Veränderungen im asiatisch-pazifischen Raum. Die 2012 erfolgte Ankündigung der Obama-Administration, sich künftig stärker den Problemen in dieser Region zuzuwenden, hat weitreichende Folgen für die euro-atlantischen Sicherheitsbeziehungen. Es zeigt sich erneut, dass Europa von der sicherheitspolitischen Stabilität des asiatisch-pazifischen Raums profitiert (durch die Meerenge von Malakka verlaufen vierzig Prozent des globalen Warenverkehrs), dass aber nur die USA die militärischen und politischen Kapazitäten haben, als Ordnungsmacht in der Region auftreten zu können. Da auch der amerikanische Verteidigungshaushalt erheblich zusammengestrichen wird, stellt sich die Frage nach einer fairen Lastenteilung mit aller Schärfe.

Die NATO hat eine Debatte darüber bislang sorgsam vermieden, kann sie aber angesichts der Ukraine-Krise nicht länger unter dem Tisch halten. Europa erwartet von den Vereinigten Staaten als stärkstem Bündnispartner glaubwürdige Sicherheitsversprechen zum Schutz vor Russlands imperialen Träumen. Dazu werden die USA nur bereit sein, wenn NATO-Europa nicht nur wirtschaftlich weltweit agiert, sondern auch sicherheitspolitisch international mehr Verantwortung übernimmt. Fehlen Europa die Mittel für eine weitreichende Machtprojektion, etwa nach Asien, so muss es sich stärker seinen Nachbarregionen widmen, um damit amerikanische Kapazitäten für geografisch entfernter liegende Regionen frei zu machen. Geschieht das nicht, gefährdet man beides: sowohl die Sicherheit in Europa als auch die Stabilität in Asien und anderswo.

Nicht nur die Russland-Krise erfordert grundlegende Anpassungen der NATO an die neue Gefährdungslage in Europa. Auch die Entwicklungen im Mittleren Osten oder im asiatisch-pazifischen Raum stellen die Frage nach dem künftigen Aufgabenspektrum der NATO neu. Zwar wurden erste Schritte auf dem NATO-Gipfel in Wales getan, die Neuausrichtung der Allianz wird aber längere Zeit in Anspruch nehmen. Das gilt umso mehr, als derzeit weder die Ziele Moskaus noch die Entwicklungen in Asien, im Mittleren Osten oder in Nordafrika annähernd abzuschätzen sind. Der NATO stehen wieder einmal erhebliche Veränderungen ins Haus.

Der Autor gibt in dem Beitrag seine persönliche Meinung wieder.





Ist die Zukunft berechenbar?

Mit diesem Programmiercode hat Anne De Vries die Kalendertage bis zum Jahr 4114 generiert.

```

<html>
  <head>
    <style type=„text/css“>
      body{
        font-family: Helvetica CY;
        font-weight: bold;
        font-size: 12pt;
        color: #0000ff;
      }
    </style>
  </head>
  <body>
    <?php
      $mons = array(1=>31, 2=>28, 3=>31, 4=>30, 5=>31, 6=>30,
7=>31, 8=>31, 9=>30, 10=>31, 11=>30, 12=>31);
      for($i=1962;$i<4112;$i++){
        $leap = $i - 1964;
        $leap = $leap % 4;
        if($leap == 0 && (($i-2000) %100 != 0 || (($i-2000)
% 400 == 0))){
          $mons[2] = 29;
        }
        else
        {
          $mons[2] = 28;
        }
        for($j=1;$j<13;$j++){
          $m = $j<10 ? „0“.$j : $j;
          for($k=1;$k<$mons[$j]+1;$k++){
            $d = $k<10 ? „0“.$k : $k;
            echo (($i == 1962) && ($m<3) &&
($k<5) ? „“ : ( (($i == 4122) && ($m>2) && ($k>4) ? „“ : „$i-$m-
$d“);
          }
          echo „<br>“;
        }
      }
    ?>
  </body>
</html>

```

Revolutionäre gesucht!

Warum Deutschland die digitale Revolution nur
mit Startup-Unternehmen meistern kann

MARCO ZINGLER

Geboren 1969 in Köln, Partner und Geschäftsführer der *denkwerk GmbH* (einer der führenden deutschen Digitalagenturen), Sprecher des Fachkreises Full-Service-Digitalagenturen im Bundesverband Digitale Wirtschaft (BVDW).

Der Wohlstand in Deutschland geht auch heute zu einem großen Teil auf Unternehmensgründungen des letzten und vorletzten Jahrhunderts zurück. Diese Unternehmen haben sich in ihren Industriesegmenten eine gute bis sehr gute Position erarbeitet, die sie einerseits durch eine erfolgreiche Globalisierungsstrategie und andererseits durch das

stete Perfektionieren ihrer Produkte bis in die Gegenwart verteidigt haben. Das kontinuierliche Perfektionieren guter Produkte ist ein Erfolgsgeheimnis

der deutschen Industrie, denn dadurch erhält sie sich kontinuierlich einen kleinen Vorsprung im globalen Wettbewerb, der für internationale Mitbewerber bis heute schwer einzuholen ist.

Doch die digitale Wirtschaft funktioniert nach anderen Spielregeln als die analoge. Sie bringt gänzlich neue Produkte auf den Markt, indem sie digitale Lösungen für Bedürfnisse entwickelt, die bis dato von überwiegend analogen und traditionellen Produkten oder Dienstleistungen bedient wurden. Diese Entwicklung geht rasant vonstatten, und florierende, traditionelle Marktführer werden schneller von diesen neuen digitalen Innovationen getroffen, als sie auf diese Herausforderung reagieren können. Denn große Organisationen sind oft zu träge und strukturell innovationsfeindlich, als dass große Sprünge möglich wären. Disruptive Innovationen können hergebrachte Marktteilnehmer sowie deren Produkte und Dienstleistungen komplett ersetzen. Denn das stete Optimieren und „Weiterwurschteln“ mit kleinen Schritten reicht in Zeiten technischer Revolutionen nicht mehr aus.

UNTER DIE RÄDER GEKOMMEN: KODAK UND CO

So sind schon einige Top-Unternehmen unter die Räder gekommen. Kodak, noch vor wenigen Jahren Weltmarktführer, hatte schon in den 1970er-Jahren in den eigenen Labors die Digitalfotografie erfunden und prototypisch realisiert – dann aber aus Sorge, die eigene Marktposition durch die Digitalfotografie zu kannibalisieren, nicht konsequent verfolgt. Kodak musste 2012 Insolvenz anmelden. Die Musikindustrie wurde durch Downloadplattformen zunächst bis an den Rand der Überlebensfähigkeit gebracht und wenige Jahre später durch Streaming-Dienste wie Spotify oder Soundcloud mit neuen Einnahmequellen beglückt. Doch kein traditionelles Label hat diese Entwicklung aktiv gesteuert oder ein konkurrenzfähiges eigenes Produkt auf den Markt gebracht. Der Kuchen wurde wesentlich zwischen etablierten IT-Firmen wie Apple auf der einen Seite und Startups wie Spotify oder Soundcloud auf der anderen Seite neu verteilt.

Ähnliche Geschichten lassen sich auch über den Versandhandel, die Tourismusindustrie, Verlage, die Finanzindustrie, das Taxi- und Hotelgewerbe und viele andere Bereiche erzählen. Branchen, die bisher noch nicht von dieser Entwicklung getroffen wurden, sollten sich darauf einstellen, dass sie zu den nächsten Zielscheiben der Digitalisierung werden könnten.

In den letzten Jahrzehnten hat die deutsche Industrie und Politik viel Zeit verloren, statt konsequent auf diese Herausforderung zu reagieren. Solange die Exportindustrie neue Rekorde vermelden konnte, waren die deutschen Entscheidungsträger von diesen Erfolgen geblendet. Doch langsam setzt sich auch im digitalen „Neuland“ die Erkenntnis durch, dass es so nicht

weitergehen kann. Es ist heute offenkundig, dass es ohne eine umfassende Digitalisierung aller Wirtschaftszweige sowie der öffentlichen Verwaltung und des Bildungssektors in Deutschland keine Zukunft als führender Technologiestandort oder gar Exportweltmeister geben wird. Doch seit SAP hat es kein Software- oder Internetunternehmen an die Weltmarktspitze geschafft. Nach kurzfristiger Euphorie in den späten 1990er-Jahren und dem Platzen der Internetblase zur Jahrtausendwende hat es bis zu den Börsengängen von Zalando und Rocket-Internet kein deutsches Internet-Startup an die Börse geschafft oder zu einer Spitzenposition mit globaler Bedeutung gebracht.

Die deutsche Öffentlichkeit, die deutschen Investoren und Politiker haben sich jahrelang in einer skeptischen Beobachterposition eingerichtet, während im globalen Maßstab Fakten geschaffen wurden. So ist die deutsche Startup-Szene, verglichen mit den internationalen Wettbewerbern, gemessen an der Zahl der Gründungen und den Investitionen, die in Startups fließen, nicht in der Spitzengruppe zu finden. 2013 wurden in den USA vierzehn Milliarden Dollar in IT- und Internet-Startups investiert, derweil es in Deutschland insgesamt laut BITKOM nur 255 Millionen Dollar waren. Folglich wurden viele der besten deutschen Startups in der vergangenen Dekade noch während der Wachstumsphase überwiegend an amerikanische Konkurrenten verkauft – mit der Folge, dass in Deutschland Vertriebsableger für amerikanische Produkt- und Service-Innovationen die Internet-Szene bestimmen.

DEUTSCHE STARTUP-SCHWÄCHE

Wenn sich also die in der analogen Welt verwurzelte deutsche Industrie schon seit Jahrzehnten mit der Digitalisierung offenkundig sehr schwertut, liegt es auf der Hand, dass die digitale Revolution in Deutschland durch Startups angeschoben werden muss – genauso, wie es in den führenden Ländern USA, China, Indien oder Israel zu beobachten ist. Zwischenzeitlich haben sich diese Länder einen Vorsprung vor Deutschland erarbeitet und eine Reihe von internationalen Marktführern in den verschiedensten Segmenten der digitalen Hightech-Industrie hervorgebracht.

Prinzipiell sind auch in Deutschland die notwendigen Voraussetzungen dafür gegeben: sehr gut ausgebildete Studenten und Berufseinsteiger, Grundlagenforschung, Kapital in großen Mengen, ein funktionierender Staat mit einer guten industriellen Infrastruktur. Trotzdem gelingt es selten, in Deutschland Firmen zu gründen und zur Reife zu entwickeln, die eine führende Rolle in der digitalen Industrie einnehmen. Die Gründe dafür sind vielfältig; sie sind bereits in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift umfassend analysiert worden (vgl. *Die Politische Meinung*, Mai/Juni 2014, Seite 42–46). Es lohnt sich jetzt, den Blick auf die Startup-Gründer zu richten, da sie die *Conditio sine qua non* jedes Startups sind.

ZURÜCKHALTENDE MINT-ABSOLVENTEN

Wenn man sich die Gruppe der Gründer von Hightech-Unternehmen in Deutschland genauer ansieht, fällt auf, dass sich bestimmte universitäre Fachrichtungen offenbar mehr angesprochen fühlen als andere. Am meisten fühlen sich Absolventen der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten von der Aussicht angezogen, Gründer zu werden. Das ist zunächst einmal erfreulich, denn jedes Hightech-Startup hat mit Themen wie Business Plan, Investorensuche und Finanzplanung zu tun – Themen, für die man betriebswirtschaftliche Grundlagen sehr gut gebrauchen kann. Demgegenüber fällt gerade in Deutschland auf, dass sich Absolventen der MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) lieber auf eine vermeintlich sichere Industriekarriere festlegen, als selbst zu gründen. Aus dem aktuellen Deutschen Startup Monitor (DSM) geht hervor, dass 35 Prozent der Gründer einen wirtschaftswissenschaftlichen Hintergrund, aber nur 17 Prozent einen Abschluss in Mathematik, Computerwissenschaften oder Informatik haben.

Das ist natürlich problematisch, denn im Kern jeder Gründung steht ein digitales Produkt oder ein digitaler Service, und der wird selten von Betriebswirten, Juristen oder Historikern entwickelt. Daimler, Porsche, Bosch, Siemens, Microsoft, Google, SAP sind Gründungen von Technikern, und das ist sicherlich kein Zufall. Den akademischen Lehrern und den Universitäten kommt eine zentrale Rolle zu, dies zu ändern. Wenn aber der beste Tipp für Absolventen seitens ihrer Hochschullehrer lautet, dass sie ein hohes Einstiegsgehalt verlangen sollen, da ihr Wissen eine Mangelressource sei, muss man sich nicht wundern, wenn sich Absolventen danach richten.

Noch auffälliger als das Missverhältnis der akademischen Fachrichtungen ist der geringe Anteil von Frauen an Startup-Gründungen, denn 90 Prozent der Gründer sind Männer (DSM 2014). Dabei ist es nirgendwo einfacher, die viel diskutierte „gläserne Decke“ zum Topmanagement zu durchstoßen, als mit der eigenen Gründung. Jeder Gründer ist per se sein eigener Chef – ganz ohne gesellschaftliche Debatte, Selbstverpflichtung der Industrie oder Quote. Es liegt auf der Hand, dass so in einem Land, in dem aktuell mehr Frauen als Männer einen akademischen Abschluss erlangen und durchschnittlich bessere Noten haben, Potenzial für Startup-Gründungen verschenkt wird. Hier kommt Eltern, Schule und Hochschule die Verantwortung zu, junge Frauen zu motivieren, ihre eigene Chefin zu werden. Es ergibt absolut keinen Sinn, wenn Frauen sich einerseits für mehr DAX-Vorstandsposten starkmachen und gleichzeitig die Chancen, Unternehmerin zu werden, ungenutzt lassen.

Junge Frauen befürchten oft, dass sie gerade als Unternehmerinnen in Startups Familie und Beruf dauerhaft nicht miteinander vereinbaren können. Doch das ist eine verengte Perspektive auf die Situation von Gründerinnen; denn natürlich stimmt es, dass gerade am Anfang sehr lang und intensiv gearbeitet werden muss, um erfolgreich zu sein – aber das gilt für viele

Spitzenpositionen, insbesondere außerhalb des öffentlichen Dienstes. Auf der Haben-Seite jedoch steht ein viel höherer Grad an Flexibilität der Arbeitszeit und der Arbeitsabläufe, die ja von den Gründerinnen selbst bestimmt und organisiert werden können.

EIGENTLICH HOHES GRÜNDERPOTENZIAL

Das Abenteuer der Startup-Gründung unternehmen überwiegend junge Hochschulabsolventen und Berufseinsteiger mit nur wenigen Jahren Berufserfahrung. Das Durchschnittsalter der Startup-Gründer liegt laut Startup Monitor bei 35 Jahren. Im Zentrum der gegenwärtigen und zukünftigen Gründungen steht daher die viel diskutierte Generation Y, also die Jahrgänge, die jetzt Mitte zwanzig bis Anfang dreißig sind. Soziologen und Meinungsforscher überschlagen sich momentan mit Studien, die die unterschiedlichsten Ergebnisse zutage fördern – nicht selten völlig widersprüchliche. Die Skeptiker trauen dieser Generation wenig Durchhaltevermögen im beruflichen Kontext zu und stellen fest, dass ihr selbstbestimmte Lebensentwürfe wichtiger seien als hohe Einkommen.

Das mag für eine Konzernkarriere problematisch sein – Gründer hingegen waren immer schon mehr von der Verwirklichung einer Idee fasziniert als von der Aussicht auf ein hohes Gehalt. Wenn die Studien sich also wenigstens in diesem Punkt nicht täuschen, haben wir es mit einer sehr gut ausgebildeten und mit allen notwendigen Charaktereigenschaften ausgestatteten Generation zu tun, die besser in der Lage sein sollte, erfolgreiche Hightech-Startups in Deutschland auf die Beine zu stellen als die vorangegangene Generation. Es gibt gute Gründe, ihr in den kommenden Jahren viel zuzutrauen.

Überwacht, analysiert, gelenkt

Wie viel Big Data erträgt die Freiheit?

YVONNE HOFSTETTER

Geboren 1966 in Frankfurt am Main, Geschäftsführerin der Teramark Technologies GmbH, eines Unternehmens, das auf die intelligente Auswertung großer Datenmengen mit Optimierern und maschinellen Lernverfahren spezialisiert ist.

2014 ist ein Jahr, in dem Deutschland auf ein politisches Wunder zurückblickt: Vor einem Vierteljahrhundert fiel die Berliner Mauer. Die Bürger der DDR, die jene zynische Grenzanlage einrissen, sehnten sich nach einem Alltag ohne Grenzen. Ihre große Sehnsucht war die Freiheit, ihre Güterabwägung: Freiheit gegen totalitäre Kontrolle, Soziale Marktwirtschaft gegen zentralistische Planung, Privateigentum gegen Volkseigentum.

Fünfundzwanzig Jahre später hat sich viel verändert in Gesamtdeutschland. Begeistert gibt sich das Volk den neuen, schicken Medien der totalen Überwachung hin. Sie sind Legion, ihre Namen: iCloud, Google Fit, Facebook Chronik, Telematiktarif, kurz: Big Data. Sie sind integraler Bestandteil unserer Existenz geworden, die nicht mehr nur physisch, sondern auch digital ist. Die Big-Data-Religion: der optimierte Mensch. Die Mittel: Sensoren überall, mathematische Analysemodelle und autonome Kontrollmechanismen. Erst sie ermöglichen das Big-Data-Geschäftsmodell, das uns Hoffnung und Träume verkaufen will.¹

Was daran soll falsch sein? In keiner anderen Epoche hat der Mensch mehr Freiheiten genossen als heute. Nie ging es

unserer Zivilgesellschaft materiell besser. Nie gab es humanere Arbeitsbedingungen und mehr Freizeit, sich selbst zu verwirklichen. Die Optionen, zu sein, wer man will, zu tun, was man nicht lassen kann, waren niemals zahlreicher als im digitalen Zeitalter. Und möglich macht sie der Panoptismus aus Silicon Valley. Er maximiert Nutzen und Aufmerksamkeit, Bequemlichkeit und Spaß. Mit der modernen Wanze in der Hosentasche, dem Smartphone, scheint die Freiheit des Menschen, der sich freier fühlt als je zuvor, grenzenlos. Wenn Sie so denken, lesen Sie nicht weiter.

FRUCHTBARER BODEN: DIE KRISE DER IDENTITÄT

Eine erfolgreiche Totalüberwachung braucht den fruchtbaren Boden einer gesellschaftlichen Geisteshaltung. Seit dem Mauerfall hatten sich Individualismus und Relativismus verbündet. Seitdem kann der Einzelne aus einer Menge „gleich gültiger“ Dinge beliebig wählen, ohne sozialen Zwängen unterworfen zu sein. Doch die Freiheit des Individualisten hat Schattenseiten: Sie fordert maximale Selbstverantwortung bei gleichzeitig wachsender Komplexität des Alltags mit einem schier endlosen Universum von Alternativen. Sie geht einher mit quälender Verunsicherung und Orientierungslosigkeit, die in einer Identitätskrise gipfelt. Wohin gehöre ich, was soll ich als Nächstes tun, wer bin ich und wie viele? Derart überfordert sucht der Mensch nach Entlastung und Erlösung. Diese verspricht sich die Studentengeneration 2014 von ihren Berufsperspektiven: 30 Prozent der deutschen

Studenten möchten für die öffentliche Hand arbeiten, 19 Prozent in Wissenschafts- und 17 Prozent in Kultureinrichtungen.² Es sind zwei Drittel der Studenten, die sich eine unkomplizierte, risikolose Zukunft staatlicher Provenienz wünschen. Mitten hinein in dieses Gegenbild des Silicon-Valley-Optimismus, in das Unbehagen an einer abenteuerreichen Zukunft, platzt Big Data: Gesundheitsarmbänder mit ihren nützlichen Anweisungen für ein längeres Leben, selbstlernende Haustechnik, deren Messgeräte, Heizungsthermostate und Rauchmelder, alle Daten unserer Häuser anzapfen, maschinelle Währungshändler, die industrielle Wechselkursrisiken nicht nur minimieren, sondern gleich auch den kostspieligen menschlichen Händler überflüssig machen. Die Big-Data-Geschäftsmodelle machen keinen Hehl daraus, dass sie Nutzer überwachen, analysieren, lenken und ersetzen. „Ich weiß wieder, was ich tun soll“, und noch viel besser: „Statt meiner entscheidet ein anderer.“ Das ist bequem: Für eine Entscheidung, die an anderer Stelle getroffen wird, muss man keine Verantwortung mehr übernehmen.

BIG DATA IST KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Big Data ist keine neue Technologie. Seit zwanzig Jahren werden Big-Data-Systeme zur militärischen Aufklärung und Lageanalyse genutzt. Ein bekanntes Beispiel ist das AWACS-Flugzeug. Mit seinen Sensoren überwacht das „fliegende Auge“ den Luftraum und sammelt Daten. Um Luftfahrzeuge als zivil oder militärisch zu klassifizieren, fusioniert das System alle

vorhandenen Rohdaten: Fluggeschwindigkeit, Radarrückstrahlfläche, zivile Flugpläne. „Datenfusion“ heißt ein solch leistungsfähiges Computerprogramm, ein anderer Begriff für „Algorithmus“. Beschrieben ist jener Algorithmus in der Sprache der Mathematik, die mit künstlicher Intelligenz realisiert wird. Nur künstliche Intelligenz kann riesige Datenmassen strukturiert analysieren. Auch die Frage, ob man einen feindlichen Kampfjet im eigenen Luftraum unbehelligt lassen kann oder abdrängen muss, wird die Kontrollstrategie der intelligenten Maschine selbst beantworten. Intelligente Datenfusionssysteme mit ihrem Dreiklang „überwachen – analysieren – lenken“ sind deshalb nicht nur für die Aufklärung nützlich, sondern stellen die Basistechnologie für alle autonomen Systeme dar, von der Industrie 4.0 bis hin zum selbstfahrenden Auto.

Was außer dem Anschwellen künstlicher Intelligenz wird neu sein an Big Data 2015? Seit 2010 steigen die verfügbaren Massen unstrukturierter Daten wie Bilder, Texte oder Videos gewaltig an. Der Grund: die exzessive Nutzung mobiler Geräte. Und die Qualität der Datenberge ist eine andere. Die heute verfügbaren Daten stammen nicht mehr von Objekten wie bei der militärischen Luftraumüberwachung, sondern von Menschen, von Personen. Sie bestehen aus einem ganz überwiegenden Teil aus unseren persönlichen Daten. Ahnungslos geben wir umfassende Details aus unserem Leben preis – ein folgenreicher Schritt. Gmail, Google+, Google Fit, YouTube, Google Inbox – die Dienste aus einer Hand, dem One-Stop-Shop, sind besonders kritisch, weil sie persönliche Daten zentralisieren. Zwei Drittel der Internetnutzer würden noch dazu

ein Bankkonto bei den Internetgiganten Google, Facebook oder Amazon eröffnen; alle drei haben eine Banklizenz beantragt. Nicht ein demokratisch kontrollierter Staat, sondern wenige Internetgiganten sind über sämtliche Details unseres Lebens informiert. Sie wissen, wer unsere Freunde und Arbeitgeber sind, was wir in unserer Freizeit tun, wie viel Gesundheitsvorsorge wir betreiben und – sobald die Banklizenzen erteilt sind – wie hoch unser Finanzbedarf ist. Wer hingegen vermeiden will, sich digital zu entblößen, muss mit gravierenden Einschränkungen für sein reales Leben rechnen. Wer heute in den Vereinigten Staaten eine Krankenversicherung abschließen will, aber nicht über ein Facebook-Profil oder eine vergleichbare Onlineexistenz verfügt, zahlt einen 15 Prozent höheren Versicherungsbeitrag. Wenn nirgendwo öffentlich ist, wie Sie Ihre Freizeit gestalten, riskant oder behütet, werden Sie diskriminiert, und zwar unmittelbar, finanziell, alternativlos. Und das ist erst der Anfang.

Das Ökosystem aus millionenschweren intelligenten Maschinen, das hinter dem Bildschirm Ihres Browsers entsteht, wird unsere bekannte Welt aus den Angeln heben. Ihre Schlüsseltechnologien haben sich die digitalen Machtzentralen der Internetgiganten längst einverleibt. Allein Google akquirierte 2014 die britischen Firmen DeepMind, Dark Blue Labs und Vision Factory, drei europäische Startups für lernende Maschinen, eine Gattung künstlicher Intelligenz. Dramatisch für Deutschland: An zweien davon waren deutsche Gründer beteiligt, Köpfe, die Deutschland und Europa dringend für ein autonomes Internet bräuchten. Der Brain-drain, die „Abwanderung“ deutscher Technologen und Gründer in Richtung

Vereinigte Staaten, ist tragisch. Ein Grund: Deutsche Experten finden in Deutschland keine Heimat für ihre Technologien und Visionen. Dabei wäre es so dringend erforderlich, Experten für Europa halten zu können. Doch der Kontinent rechnet nicht mit den aufstrebenden neuen Technologien. Die US-Amerikaner sind hier schon einen Schritt weiter. Sie haben erkannt: Künstliche Intelligenz kann der Ökonomie den nächsten Wachstumsschub verleihen oder die Gesellschaft zerstören.

„EXISTENZIELLE BEDROHUNG DES MENSCHEN“

Die intelligenten Maschinen der Big-Data-Industrie sind also ein *Game Changer*. Das „Alte“ in unserer Gesellschaft hält dieser zweiten maschinellen Revolution schon heute nicht mehr stand. Traditionelle Geschäftsmodelle aller Industrien und Branchen wanken. Von der übergreifenden Unruhe, vom Zwang zum Paradigmenwechsel bleibt niemand verschont. „Kreative Zerstörung“ ist das erklärte Ziel des Silicon Valley. Aber auch kreative Zerstörung ist Zerstörung. Was wie die maximale Freiheit aussieht, zerstört bewährte Strukturen, denn: Big Data greift unser Menschenbild an. Es ist jenes Menschenbild, das unser Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland in Artikel 1 mit Ewigkeitsgarantie festschreibt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Big Data setzt die Menschenwürde aufs Spiel und damit auch unsere demokratisch-freiheitliche Gesellschaftsordnung.

„Künstliche Intelligenz ist die größte existenzielle Bedrohung des Menschen.

Sie ist ein Dämon.“³ Das Zitat stammt nicht von einem deutschen Kulturpessimisten, sondern von Elon Musk, dem Gründer von PayPal und SpaceX. Mit dem Kauf der britischen Technologieschmieden für Künstliche Intelligenz hat Google deshalb auch eine Ethikkommission eingerichtet. Das ist lobenswert, aber für einen gesamtgesellschaftlichen Konsens, wie mit dieser Technologie umzugehen, wie sie zu beherrschen sei und wie weit sie den Menschen und die geltende demokratische Ordnung verändern soll, nicht ausreichend; denn es ist damit zu rechnen, dass die ökonomischen Interessen eines privatwirtschaftlichen Initiators trotz Ethikkommission stets Vorrang genießen werden.

Dem europäischen Menschenbild hat Immanuel Kant (1724–1804) seinen theoretischen Rahmen verliehen. Nach Kant ist der Mensch Teil der Schöpfung, zeichnet sich aber durch seine Fähigkeiten zu Verantwortung, Gewissen und Moral aus. Als „Krone der Schöpfung“ ist er (Rechts-)Subjekt – Träger von Rechten und Pflichten –, die übrige Schöpfung ist mithin das Objekt, auf das sich die Handlungen des Menschen beziehen. Aus der Subjektivität des Menschen, seiner eigenen schöpferischen Kraft und Freiheit, resultiert die Menschenwürde, in der die Freiheitsrechte wurzeln, wie sie das Grundgesetz garantiert, darunter das Recht auf die „negative Freiheit“ – das Recht, in Ruhe gelassen zu werden –, die Privatsphäre und die Selbstbestimmung. Jener Dualismus von Subjekt und Objekt ist es, den die Big-Data-Industrie aufzulösen droht. (Persönliche) Daten sind der Rohstoff des 21. Jahrhunderts, das Öl, das neue Gold der Wirtschaft und der Big-Data-Industrie. Big Data nimmt den Menschen nicht

als Subjekt wahr, sondern als Objekt, als Rohstoffträger, dessen Daten ausgebeutet werden sollen. Menschen sind die Ware der Big-Data-Industrie, nicht ihre Kunden. Deshalb scheinen ihre besonderen Freiheitsrechte nicht beachtenswert.

DER ALTE DENKFEHLER

Die Leugnung des Subjektcharakters der Person durch die Big-Data-Industrie ist nicht neu und hat einen Vorläufer in unserer Kulturgeschichte. In der Objektivierung des Menschen drückt sich ein „alter“ Denkfehler aus, mit dem die westlichen Gesellschaften schon in der Vergangenheit konfrontiert waren. Es handelt sich um den grundlegenden Irrtum eines ordnungspolitisch ungezügelter Kapitalismus, dass der Mensch seinem Wirtschaften untergeordnet werden könne. Was amerikanische Philosophen vor 120 Jahren mit einer Bewegung begonnen und als Theorie des Pragmatismus formalisiert haben, ist vielen Europäern schon immer frivol vorgekommen. Gut sei alles, was dem Menschen nützt, und am nützlichsten seien finanzielle Erfolge und die Maximierung des Gewinns. Tatsache ist: Die innovativen Big-Data-Geschäftsmodelle werden im Silicon Valley entwickelt und nach Europa exportiert. Hier sind sie häufig nur „halb legal“. Sie wurzeln in einem anderen Verständnis des Wirtschaftens, einem anderen Verfassungs- und Rechtsverständnis, das nicht so recht auf unser europäisches Verständnis von Menschenwürde und sozialer Marktwirtschaft passen will. In der digitalen Goldgräberstimmung schießt Silicon Valley deshalb auch schnell über das Ziel hinaus, wo das Geschäfts-

modell „Überwachung“ millionenfach Bürgerrechte verletzt. Doch solange sie Umsatz und Gewinn versprechen, werden auch teilweise rechtswidrige Geschäftsideen mit großer Leidenschaft verteidigt. Dafür sind Uber (Beförderungsdienst mithilfe von Privatautos) oder Airbnb (Forum zur Untervermietung privaten Wohnraums) die prominentesten Beispiele. Bei Uber etwa geht es um potenzielle Verstöße gegen die Gewerbeordnung und das Personenbeförderungsgesetz – selbst in New York gelten 72 Prozent der Airbnb-Angebote als illegal.⁴ Das interessiert die Big-Data-Protagonisten wenig, die lauthals Druck auf die europäische Politik ausüben. Sie soll die europäische Rechtslage so ändern, dass die Profitabilität ihrer Big-Data-Geschäftsmodelle möglich wird. Die Macht dazu gibt ihnen ihre enorme Liquidität. Allein die Top 5 der Internetgiganten verfügen über frei verfügbare Geldmittel in Billionenhöhe.

PRIVATSPHÄRE UND DAS RECHT AUF DIGITALE ABSTINENZ

Die dringendste Aufforderung an die Politik ist, die Würde der Person und ihre Freiheiten auch in Zeiten der digitalen Transformation zu verteidigen. Zu den besonders gefährdeten Freiheiten gehören die Privatsphäre und das Recht auf digitale Abstinenz, die nicht zu Diskriminierung führen darf. Sie ist nichts weniger als die demokratische Alternative zur digitalen Partizipation. Auch Kontrollrechte über unsere persönlichen Daten fallen in den Schutzbereich eines digitalen Grundgesetzes: Wer persönliche Daten für sein

Geschäftsmodell nutzt, muss Auskunft darüber geben, was er mit den Daten vorhat, wo und wie lange er sie speichert, welche Schlüsse er aus ihnen zieht, ob und wohin er sie weiterverkauft.

Die europäische Datenschutzgrundverordnung würde digitale Grundrechte teilweise gewährleisten, aber ausgerechnet Deutschland gehört zu den EU-Staaten, die zurzeit bei der Umsetzung einer einheitlichen europäischen Regelung noch zögerlich sind. Anlässlich des IT-Gipfels 2014 wurde die Hoffnung geäußert, das Big-Data-Geschäft könne Deutschland nach vorn bringen, wenn die Bedenken-träger verstummen.⁵ Das aber dürfte schwierig werden ohne deutsche Experten für künstliche Intelligenz. Der Vorschlag einer elektronischen Maut anstelle unbedenklicher Vignetten oder anonymer Transponder, die sämtliche Wegstrecken eines Autofahrers aufzeichnet, indem sie ihn über Kennzeichen identifiziert, sollte noch einmal überdacht werden. Angesichts der eher mageren Einnahmen, die man sich vom elektronischen Mautkonzept erhofft, sollte der Preis, nämlich die Erfassung persönlicher Daten, noch einmal hinterfragt werden. Big Data enthält die Gefahr einer missbräuchlichen Verwendung zu Macht- und Überwachungszwecken in besonders hohem Maße und kann (auch unterschwellig) konformistische Verhaltensweisen befördern. Doch immer mehr Konformismus wird das Ende der Pluralität bedeuten, von der die Demokratie lebt. In einer digitalen Welt hat die Freiheit nur noch wenige Verfechter.

- ¹ Apple Staff: Apps fürs Leben. Video. Cupertino: Apple Inc., 2014.
<http://www.apple.com/de/ios/videos/#developers>.
- ² Ernst & Young Staff (2014): Studentenstudie 2014: In welche Branchen zieht es deutsche Studenten?, Ernst & Young GmbH, Stuttgart 2014.
- ³ Kumparak, Greg: Elon Musk Compares Building Artificial Intelligence to "Summoning The Demon", techcrunch by AOL Inc., New York, N. Y. 2014.
<http://techcrunch.com/2014/10/26/elon-musk-compares-building-artificial-intelligence-to-summoning-the-demon/?ncid=tcdaily>.
- ⁴ dpa: Airbnb macht Ärger wie Uber, dpa, Hamburg 2014.
- ⁵ Delhaes, Daniel / Hofer, Joachim / Jakobs, Hans-Jürgen / Koenen, Jens: „Hoffen auf ‚Big Data‘“, in: Handelsblatt vom 21.10.2014, S. 1.

Literatur

Hofstetter, Yvonne: Sie wissen alles. Wie intelligente Maschinen in unser Leben eindringen und warum wir für unsere Freiheit kämpfen müssen, Gütersloh 2014.

Brüderlich teilen?

Mythen und Herausforderungen der Share Economy

DIETER SCHNAAS

Geboren 1966 in Düsseldorf, seit 2003 Chefreporter und Autor des Magazins „WirtschaftsWoche“.

Ein Gespenst geht um in Deutschland – das Gespenst der *Share Economy*. Es tritt (noch) nicht wirklich, als realwirtschaftliche Tatsache, in Erscheinung. Aber es geistert als Ideologie

schon mächtig durch die Köpfe der Zukunftsdeuter: Um die Herrschaft über den Begriff streiten sich auf der einen Seite grüne Nachhaltigkeitsfreunde und netzromantisch bewegte Nerds, die im Teilen von *Files* und *Creative Commons* das bessere Haben erblicken. Sie schwärmen von Zugang, Mitsprache, Transparenz und Emanzipation – und erblicken im „What’s mine is yours“ die Chance, die Herrschaft aller über die Produktionsmittel zu erreichen und damit den Kapitalismus zu überwinden. Die *Share Economy*, die diese Menschen meinen, adressiert eine *Community* sozialinnovativer Ko-Konsumenten mit einem großen Vorrat an postmaterialistischen Bedürfnissen.

Auf der anderen Seite haben wir es seit einigen Monaten mit Deregulierungsapologeten zu tun, die sich von Internet-Plattformen wie „Uber“ (Vermittlung von Fahrten) und „Airbnb“ (Vermittlung von Wohnraum) frischen Innovationswind versprechen. Sie schelten den bürokratischen „Verbotsstaat“, freuen sich über jeden Angriff auf „verkrustete Strukturen“ am Arbeitsmarkt und sehnen im Namen des Wettbewerbs den Todesstoß für alles

zünftig Organisierte herbei. Die kreative Freiheit von Jungunternehmern, die Regeln brechen und alte Geschäftsmodelle zerstören, geht ihnen über alles: Joseph Schumpeter lebe hoch! Die *Share Economy*, die diese Menschen meinen, vernetzt die „Gesellschaft“ zu einem Heer atomisierter „Prosumenten“ – zu Menschen, die sich aus freien Stücken als Produzenten und Konsumenten begegnen und austauschen.

Beide Denkbewegungen weisen in die falsche Richtung. Spätestens seit dem NSA-Skandal ist klar, dass das Internet kein digitaler Kirchentag ist, auf dem sich lauter Wohlgesinnte wechselseitig ihrer Sankt-Martins-Solidarität versichern, sondern ein staats(konzern)kapitalistischer Machtraum, in dem es um die Annexion von Kundendaten geht. Auch das „Habenwollen“ verliert nicht an Bedeutung, nur weil gestreamte Musik und Filme fast nichts mehr kosten, nur weil der Verzicht auf das eigene Auto in der Großstadt nicht auch Verzicht auf individuelle Mobilität bedeutet. Statt des Autos konfiguriert der moderne Besitzindividualist heute lieber sein Smartphone. Das ist alles.

Fast noch merkwürdiger ist daher die Bewunderungsbereitschaft der Vulgärliberalen für Neuankömmlinge im alten, konzernkapitalistischen Spiel. Sie preisen im Namen des Wettbewerbs Konkurrenten, die Regeln (Arbeitsrecht, Sicherheit, Lizenzen, Steuern) verletzen – Unternehmen, die sich, ausgestattet mit reichlich Privatkapital, Zugang zu einem Markt verschaffen, den sie möglichst zu monopolisieren gedenken. Mit Marktwirtschaft und Ordnungspolitik, die im Sinne Ludwig Erhards Instrumente zur „Sozialisierung des Fortschritts“ sind, hat das nichts zu tun. Ordnungspolitik heißt: Die Marktzugangsschranken für alle Anbieter so niedrig wie möglich halten – und alle Wettbewerber unterschiedslos auf die Einhaltung von Standards verpflichten, auf die sich ein Gemeinwesen einigt. Wie bloß kommen Erhards schieläugige Stiefenkel darauf, ordnungspolitischer Fortschritt entstände durch die Privatisierung von Wettbewerbsbedingungen?

Auf welche Entwicklungen aber hat sich die Politik einzustellen? Vor welche ordnungs- und sozialpolitischen Herausforderungen wird sie gestellt? Eine Antwort in fünf Fragen und fünf Thesen:

Machtloser Staat?

Share Economy heißt: Privatisierung und abnehmende Sichtbarkeit ökonomischer Transaktionen. Plattformen vermitteln ein Geschäft zwischen zwei Ich-AGs, die an keine branchenüblichen Qualifikationsniveaus gebunden sind. Dafür erheben die Betreiber eine Provisionsgebühr, während es dem Staat überlassen bleibt, die (steuerliche) Rechtmäßigkeit des Geschäfts zu kontrollieren. Das läuft einerseits auf einen Machtzuwachs der intermediären Ebene hinaus: Die Plattformen vermitteln, ohne verantwortlich zu sein – und werden dafür auch noch vom Kunden gemocht. Und das hat andererseits einen Machtverlust des Steuerstaates, der Gewerkschaften und der Industrieverbände zur Folge: Die Verbindlichkeit institutionell verankerter Regeln erodiert.

Ist der Kunde König?

Fast jedes kapitalistische Plattform-Unternehmen – Amazon, Spotify, Netflix, Airbnb, Uber – behauptet: Der Kunde ist König. Doch was gut für den Händler ist, muss nicht gut für Produzenten und Mitarbeiter sein. Musiker schimpfen über kleine Honorare, Schriftsteller fürchten die Flat Tax für Bücher, Uber-Fahrer begehren gegen Mini-Löhne auf. Das Wohl des Kunden ist für digitale Plattform-Kapitalisten die Rechtfertigung für das Wehe von Content-Lieferanten und Mitarbeitern? Das kann nicht im Interesse der Politik sein. Politik kennt keine Kunden. Sie ist ihren Bürgern verpflichtet.

Wird die Freiheit einsam und arm?

Der Verbilligung des Konsums entspricht die Verbilligung der Arbeit. Beispiel *Crowd Sourcing*. Auf Internet-Plattformen wie *Freelancer*, *Clickworker* oder Amazons *Mechanical Turk* werden Tätigkeiten angeboten und gekauft. Für den Arbeitgeber bedeutet das: Er kann schnell und billig auf Know-how und Ressourcen zugreifen, muss keine Gebäudekosten, Steuern, Rentenbeiträge zahlen. Der Vorteil für den Ich-Unternehmer: Er verdient sich was dazu, stellt sein Können unter Beweis, arbeitet selbstbestimmt – theoretisch. Denn klar ist auch: Die Konkurrenz schläft nicht und bietet ihre Dienste vielleicht günstiger an.

Niedriglohn-Akademiker?

Führt also die *Share Economy* dazu, dass der Niedriglohnsektor sich ins Reich der Akademiker ausbreiten wird? Dagegen sprechen die Demografie und der „Fachkräftemangel“. Allerdings spricht einiges dafür, dass die *Share Economy* die Kluft zwischen zwei Klassen von Beschäftigten vergrößern wird. Zwischen dem *Sonnendeck-Arbeitnehmer*, der in einem Konzern beschäftigt ist, reichlich Geld verdient und den Smartphone-Kapitalismus als Freiheitsgewinn genießt. Und dem *Maschinenraum-Arbeitnehmer*, der sich täglich als Ware seiner selbst zu Markte trägt, mit anderen Ich-Unternehmern in einem ruinösen Wettbewerb steht und die digitale „Freiheit“ als alltäglichen Zwang empfindet.

Arbeitnehmer, die nichts verbindet?

Die Plattformen sind in diesem Spiel paradoxerweise allgegenwärtig und unsichtbar zugleich. Sie eröffnen ihren Kunden rund um die Uhr Zugänge und enthalten sich im Übrigen jeder Teilnahme. Sie sind das Medium, das an allen Kollektivinteressen vorbei eine Verständigung zwischen Ichlingen ermöglicht. Für den Maschinenraum-Arbeitnehmer heißt das auch, nicht mehr Teil einer sozialen Gruppe (der Belegschaft) zu sein. Er ist in der *Share Economy* der Ich-Unternehmer, der mit seinen Konkurrenten nur eines teilt: die Sorge um den nächsten Auftrag.

Umschalten auf Urknall

Über die Rolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der digitalen Zukunft

DAPHNE WOLTER

Geboren 1972 in Werneck, Referentin in der Stabsstelle Medienpolitik der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Die Digitalisierung der Medien hat dem Fernsehzuschauer neue Macht verliehen. Unabhängig von Zeit und Ort kann er heute die Programmangebote über das Internet abrufen.

Besonders die öffentlich-rechtlichen Sender fürchten diesen „Kontrollverlust“, denn die neuen Smart-TV-Systeme reduzieren das bisher übliche Fernsehen zu einer von mehreren Optionen. Einige Fachleute sagen sogar voraus, dass der Rundfunk, wie wir ihn heute kennen, künftig ganz verschwinden werde. Weltweit abrufbare Bewegtbild-Angebote würden ihn nach und nach ablösen.

Selbst wenn diese Prognose überzogen, mindestens aber vorschnell erscheint, stellt sich die Frage, welche Rolle der öffentlich-rechtliche Rundfunk unter den neuen Bedingungen spielen kann. Bleibt ihm nur noch eine Nebenrolle oder kann er seine starke Stellung bewahren? Dabei kommt es entscheidend darauf an, welchen Stellenwert er für die gesellschaftliche Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung entwickeln kann.

Für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk muss der Anspruch bleiben, im „Relevant Set“ zu bestehen. Viele fordern vom Gesetzgeber vor allem mehr Regulierung, doch die Vergangenheit hat gezeigt: Qualitätssicherung entsteht nicht allein durch Regulierung, sondern auch durch Qualitätswettbewerb.

EIN „URKNALL“ MUSS NICHT SCHÄDLICH SEIN

Nach der sogenannten Entwicklungsgarantie des Bundesverfassungsgerichts hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk unter anderem die Aufgabe, sich den veränderten Sehgewohnheiten der Nutzer anzupassen. Dass das durchaus gelingen kann, hat die deutsche Rundfunkgeschichte erwiesen. Bereits der erste mediale „Urknall“ vor dreißig Jahren hat den Öffentlich-Rechtlichen mit der Einführung des dualen Rundfunksystems – also des Nebeneinanders von öffentlich-rechtlichen und privaten Anbietern – einen grundlegenden Umbruch beschert, doch hat ihm das – wenn man sich die deutsche TV-Landschaft im internationalen Vergleich ansieht – bei Weitem nicht geschadet! Warum sollte also der zweite große mediale „Urknall“ in Gestalt der medialen Digitalisierung für ARD und ZDF nicht ähnlich günstige Folgen haben? Eine Voraussetzung dafür ist, dass die regulierende Medienpolitik die Weiterentwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks nicht behindert, sondern sich im Gegenteil ausdrücklich zur verfassungsrechtlichen Bestands- und Entwicklungsgarantie bekennt und Reformen der Rundfunkanstalten einfordert und fördert.

Das Bundesverfassungsgericht hat in seiner Entscheidung vom 25. März 2014 zum ZDF-Staatsvertrag erneut die besondere Rolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks für die Gesellschaft deutlich formuliert: Er bedarf einer finanziellen Absicherung, die zuletzt durch die Verfassungsgerichtshöfe von Bayern und Rheinland-Pfalz bestätigt worden ist. Langfristig ist für den Fortbestand des öffentlich-rechtlichen Rundfunks aber eine Sache noch wichtiger: die Akzeptanz der Beitragszahlerinnen und Beitragszahler. Um seine abgesicherte finanzielle Unabhängigkeit zu begründen, hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk deshalb geradezu die Pflicht, sein Profil weiter zu schärfen und sich noch deutlicher von den privaten Anbietern abzuheben.

EROBERUNGEN IM BEWEGTBILDMARKT

Selbstkritisch wurde seitens der Anstalten konstatiert, dass gerade in den Bereichen von Information und Unterhaltung der Zuspruch bei den jüngeren Beitragszahlern zurückgeht und so auch die Legitimationsgrundlage der Sender Risse bekommt. Globale Netzangebote wie YouTube oder Netflix sind dabei, auch den deutschen Bewegtbildmarkt zu erobern; die große Mehrheit der unter 20-Jährigen schaut kein lineares Fernsehen mehr, in der Altersgruppe U-35 nutzen bereits mehr das YouTube-Angebot als das klassische Fernsehangebot. Experten sind sich sicher: Die nächste TV-Generation findet im Internet statt.

Inzwischen werden Konsequenzen aus dieser Entwicklung gezogen. So haben die Ministerpräsidenten der Länder auf ihrer jüngsten Konferenz in Brandenburg einstimmig beschlossen, dass der geplante Jugendkanal von

ARD und ZDF ausschließlich im Internet stattfinden wird. Dieses neue Angebot soll auf Smartphone, Tablet und PC abrufbar sein.

Das lange Zeit umstrittene Projekt des Jugendkanals darf aber nicht darauf verkürzt werden, wo das Angebot stattfindet. Vor allem kommt es darauf an, Inhalte zu produzieren, die originär auf eine jüngere Zielgruppe zugeschnitten sind. Um das leisten zu können, müssen die Redaktionen entsprechend ausgestattet sein: „Junge Inhalte“ brauchen eine gut funktionierende „junge Struktur“. Das Potenzial junger, multimedial ausgebildeter Nachwuchsjournalisten ist bei den Öffentlich-Rechtlichen vorhanden; es bleibt zu hoffen, dass dies nun bei den Produktionen des Jugendangebots genutzt wird.

„GENERATION KOPF UNTEN“

ARD und ZDF sollten mutig experimentieren dürfen – Beitragsstabilität vorausgesetzt! Schlaue Medienmacher haben erkannt: Interessant ist, was die „Generation Kopf unten“ sieht, wenn diese ihren Blick auf das Smartphone richtet. Sieht sie Facebook, YouTube oder Tagesschau24? Am Ende ist es unerheblich, ob es Fernsehen, Radio oder ein Internetbeitrag ist. Aus Sicht der Öffentlich-Rechtlichen ist es aber wichtig, dass ihre entsprechenden Inhalte auf der Plattform vertreten sind und ein chancengleicher Zugang sowie eine entsprechende Auffindbarkeit gewährleistet sind.

Zu begrüßen ist, dass die Ministerpräsidenten bei ihrem Treffen im Oktober die „Sieben-Tage-Regelung“, die es dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk verbietet, Sendeinhalte länger als sieben Tage im Internet vorzuhalten, für das Jugendangebot aufgehoben haben. In der Sache war diese Entscheidung längst überfällig. Mit Einführung der Mediatheken hat der Zuschauer die Möglichkeit, sich Sendungen zeitversetzt im Internet anzuschauen. Die „Sieben-Tage-Regelung“ beschränkt diese Möglichkeit unnötig. Gerade aus Sicht der jüngeren Beitragszahler besteht darin eine nicht verständliche Regel, deren Zweck es einst war, die unterschiedlichen Interessen des Printmarktes und der privaten Medienunternehmen zu unterstützen, die aber inzwischen die Dynamik der Digitalisierung ignoriert. Denn die Nutzer wollen jederzeit und auch jenseits der sieben Tage das Programm online abrufen können. Konsequenterweise ist, dass an einer kompletten Aufhebung dieser Regelung für das gesamte Programmangebot gearbeitet wird.

„TATORTE“ IM DRITTEN

Unabhängig von politischen Entscheidungen gibt es besonders in den sogenannten dritten Programmen Reformbedarf: Die Tendenz bei den Dritten geht viel zu sehr dahin, dass sie sich gegenseitig wiederholen und eher viele

kleine Hauptprogramme darstellen. So vergeht beispielsweise kaum ein Tag, an dem nicht ein „Tatort“ in einem oder mehreren Dritten Programmen läuft. Dabei liegt in der regionalen Verankerung das eigentliche Potenzial – besonders in der digitalen Welt, die überall regionaler, lokaler zu werden versucht und dadurch gezielter die Nutzer erreicht. Was liegt da näher, als in den Dritten Programmen den länderspezifischen Auftrag in den Fokus rücken? Ist nicht die Abbildung der föderalen und regionalen Eigenheiten Deutschlands eine Kernkompetenz und damit ein wichtiger Auftrag der ARD?

Die gründliche Evaluierung des Genre-Mix im Hauptprogramm, wie es bereits jüngst Rundfunk- und Verwaltungsräte angekündigt haben, ist dringend erforderlich. Dabei ist vor Übertreibungen zu warnen. Dem Hype um Verjüngung und Digitalisierung steht die Tatsache gegenüber, dass sich gerade im Nachrichten- und Informationsbereich das Vertrauen in die öffentlich-rechtlichen Angebote auch in der Internetnutzung zeigt. Hier greifen die Nutzer bewusst auf die traditionellen Medienangebote zurück. Im Zeitalter der unüberschaubaren Online-Angebote, deren Informationsinhalte hinsichtlich Herkunft, Authentizität und Professionalität kaum überprüfbar sind, ist es wichtig, Medienangebote zu haben, die vertrauenswürdig sind.

Zu Recht gibt es Zweifel daran, ob die Vervielfachung der Angebote im Netz automatisch die Meinungsvielfalt erhöht. So haben im politischen Informations- und Nachrichtengeschäft – etablierte Verlagshäuser einmal ausgenommen – privatwirtschaftlich finanzierte Medienunternehmen nicht entscheidend zu einem Qualitätsanstieg der Informationsinhalte im Netz beigetragen. Insofern sollten sich die Öffentlich-Rechtlichen ihren gesellschaftspolitischen Mehrwert viel offensiver zunutze machen. Hier gilt es auch, die oft zitierte Sicherung der Meinungsvielfalt durch Regulierung zu erhalten. Diese Möglichkeiten dürfen aber auch nicht unnötig erschwert werden. Gerade im Hinblick auf die Konkurrenz zu global agierenden Konzernen sind einheitliche wettbewerbliche Rahmenbedingungen notwendig.

WENIGER WERBUNG

Auch eine moderate Reduktion von Werbung und Sponsoring wäre ein Faktor, der einen Qualitätsanstieg fördern könnte. Bei einer verminderten Werbefinanzierung besteht die Chance, das Programm unabhängig von kommerziellen Interessen und Quotendruck zu entwickeln. So könnte zum Beispiel die oft salopp als „60plus“ bezeichnete Zuschauergruppe ungezwungener berücksichtigt werden. ARD und ZDF sollten diese nicht bei ihrer Programmierung vernachlässigen und monothematisch mit Sportberichterstattung und Volksmusik abspeisen, nur weil sie nicht mehr zu der begehrten Zielgruppe „14–49“ gehört. Auch bei den älteren Rezipienten stehen aktuelle Politiksendungen, Satire und hochwertige TV- und Kinoproduktionen bei der Nachfrage ganz oben.

Die wachsende Bevölkerungsgruppe der geburtenstarken Jahrgänge orientiert sich immer mehr in Richtung der digitalen Möglichkeiten. Die „Best Ager“ wollen ebenso ein gutes Internetangebot von ARD und ZDF, um dort die nachgefragten Sendungen anzusehen, wann und wo sie wollen.

ABSCHIED VON DER QUOTE

An dieser Stelle sei angedacht: Wie entscheidend ist eigentlich die Quotenmessung für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk? Die Folgeerscheinungen heute sind ein stetiger Wettlauf mit den Privaten, ängstliche Programmierungen hochwertiger Reportagen im Nachtprogramm und Rechtfertigungen, wenn das Programm nicht die entsprechende Zuschauerzahl erbracht hat. Natürlich sollten die Inhalte die Akzeptanz der Beitragszahler haben, darauf ist der öffentliche Rundfunk angewiesen. Aber nicht das Interesse der Sendeanstalten, sondern vielmehr das Interesse der Öffentlichkeit muss im Mittelpunkt stehen. Ebenso sollte gelten, dass ein Rundfunk, der von der Allgemeinheit finanziert wird, nicht nur mit Unabhängigkeit, Vielfalt und Qualität überzeugen, sondern alle Bevölkerungsschichten erreichen muss.

Das aktuelle Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum ZDF-Staatsvertrag hat gezeigt, dass nicht nur in der inhaltlichen Programmgestaltung ein Umdenken erforderlich ist. So wie das Programm vielfältig und staatsfern gestaltet sein muss, müssen auch die Gremien staatsunabhängig und binnenplural sein. Die Regierungschefinnen und -chefs haben beschlossen, dass sowohl der Fernseh- als auch der Verwaltungsrat des ZDF verkleinert werden sollen. Die Länder sind dazu verpflichtet, bis spätestens zum 30. Juni 2015 eine verfassungsgemäße Neuregelung zu treffen.

Ein Fazit: Letztendlich kommt es auf die Inhalte an, genau genommen auf einen hochwertigen öffentlich-rechtlichen Inhalt. Eine Profilschärfung sowie die Fokussierung auf den Grundversorgungsauftrag und die Kernkompetenzen sind überlebenswichtig für die Zukunftsfähigkeit und Akzeptanz des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Das genau muss das Alleinstellungsmerkmal sein, mit dem er sich aus der Vielfalt der Angebote und Anreize in der digitalen Welt hervorheben kann. Nur so rechtfertigt sich die finanzielle Ausstattung, die dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk zur Verfügung steht. Alle Altersgruppen der Beitragszahler sollten etwas von den angebotenen Inhalten haben, unabhängig davon, auf welchem Endgerät, über welche Plattform und zu welcher Zeit die Menschen diese konsumieren. Dann stehen auch beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk die Chancen gut, sich zukunftsicher aufzustellen. Dies wird nicht ohne Kritik am öffentlich-rechtlichen System passieren, aber das ist – auch hinsichtlich des Meinungspluralismus, der ja auch von einer demokratischen Gesellschaft gewollt ist – nur konsequent.

Nölen und nörgeln

Die Stimmung in der Hansestadt Hamburg

MATTHIAS IKEN

Geboren 1970 in Wildeshausen,
stellvertretender Chefredakteur
des „Hamburger Abendblatt“.

Das Stadion rückt in Sichtweite, bis jetzt ist der Marathon für den Läufer an der Spitze sehr gut gelaufen. Doch auf den letzten Metern werden die Beine immer schwerer, und fast scheint es,

als geriete er ins Straucheln. Kann der haushohe Favorit doch noch überholt werden?

Das Stadion steht für die Freie und Hansestadt Hamburg, der Marathon für die Legislaturperiode und die Ziellinie schließlich für die Bürgerschaftswahl am 15. Februar 2015. Der Läufer, der einsam seine Runden an der Spitze des Senats zog, ist Bürgermeister Olaf Scholz (SPD). Jede Umfrage kürte den 56-Jährigen zum absoluten Favoriten. Die einzige Frage schien zu sein, ob es Olaf Scholz gelingen wird, die absolute Mehrheit der Sitze zu verteidigen.

Doch in den vergangenen Monaten hat der Favorit Blessuren davongetragen, gleich auf mehreren Feldern geriet der erfolgsverwöhnte Politiker unter Druck.

DIE KRISENZEICHEN MEHREN SICH

Die schwerste Niederlage steckte der Hamburger stellvertretend für seine Stadt in Leipzig ein. Das Bundesverwaltungsgericht setzte am 2. Oktober 2014 die für den Hafen so wichtige Fahrrinnenanpassung der Elbe weiter aus und vertagte die Entscheidung. Nun muss zunächst der Europäische Gerichtshof in Luxemburg entscheiden, die Bagger müssen warten. Große Schiffe werden weiterhin nicht oder nur sehr eingeschränkt den drittgrößten europäischen Hafen erreichen – dort geht angesichts der inzwischen mehrjährigen Verzögerung die Angst um. Rund 150.000 Arbeitsplätze hängen in der Region direkt oder indirekt am Hafen. Er ist das Rückgrat der Hamburger Wirtschaft, das in einer bodenlosen Verantwortungslosigkeit von klagenden Umweltverbänden, gelähmten Gerichten und zukunftsvergessenen Gesetzgebern zu brechen droht. Der in seiner Rhetorik mitunter dröge argumentierende Scholz wurde ungewohnt deutlich: „Das Schicksal vieler Millionen Bürger Europas wird von der Auslegung der Wasserrahmenrichtlinie durch den Europäischen Gerichtshof abhängen“, zürnte er. Scholz meinte die ver-rückten Maßstäbe: Sind im Europa der Wirtschafts- und Währungskrisen Elbschnäpel und Schierlingsfenchel wichtiger als Verkehrsadern? Doch bei aller berechtigten Kritik an Brüssel, Straßburg und Luxemburg: Die Opposition verweist auf die Fehler, die in Hamburg gemacht wurden. Und dafür trägt am Ende der Senat die Verantwortung.

Das Urteil trifft Hamburg zur Unzeit. Das Grundvertrauen in die Zukunft ist an der Elbe erschüttert. Die Krisenzeichen mehren sich, die Wachstumsprognosen für Hamburg haben Volkswirte von 2,2 Prozent auf gut ein Prozent zurückgestutzt: Die traditionell in der Hansestadt starke Medienbranche blutet aus, der Hafen versandet, der Versicherungs- und Bankenstandort darbt. Noch trotzen der Flugzeugbau – hier ist Hamburg hinter Seattle und Toulouse weltweit drittgrößter Produktionsstandort – und die digitale Wirtschaft den Krisen. Noch.

ERFOLGSVERWÖHNTE JAHRE UND NEUE SORGE

Dabei war die Stadt über Jahre vom Erfolg verwöhnt. Das Wachstum kletterte über den Bundesschnitt, angetrieben vom florierenden Welthandel. Die Arbeitslosenquote lag im Oktober mit 7,3 Prozent weit entfernt von den zweistelligen Quoten zu Ende der 1990er- oder Mitte der 2000er-Jahre. Die Stadt profitiert noch immer von den Weichenstellungen früherer Senate: gerade in den Jahren nach der Jahrtausendwende, als es der Union unter Bürgermeister Ole von Beust und dem strategisch denkenden Finanzsenator Wolfgang Peiner (CDU)

gelang, die Stadt aus ihrer verschnarchten Selbstzufriedenheit aufzurütteln und in eine wachsende Stadt zu verwandeln.

Es war auch Peiner, der mit einem parteiübergreifenden Manifest „In Sorge um Hamburg“ in den vergangenen Monaten eine weitere Debatte anstieß: Mit dem Altbürgermeister Klaus von Dohnanyi (SPD) und dem ehemaligen Stadtentwicklungssenator Willfried Maier (Grüne) forderte er eine Stärkung der Hochschulen. Zwar teilt Scholz die Analyse der drei Altpolitiker, sie kam ihm aber ungelegen. Sie beschädigte die Wissenschaftssenatorin Dorothee Stapelfeldt (SPD) und trieb den selbstverliebten Universitätspräsidenten Dieter Lenzen auf die Barrikaden. An den Hochschulen, die Scholz zu Beginn seiner Amtszeit mit einem Hochschulpakt und der Abschaffung der Studiengebühren zu befrieden suchte, gärt es wieder.

DER TEUFEL AUF DEN STRASSEN UND „LAMPEDUSA IN HAMBURG“

Weitere Baustellen tun sich auf: Auf den Straßen ist der Teufel los, seitdem das Busbeschleunigungsprogramm Wirklichkeit wird. Viele Magistralen werden umgebaut, damit Busse rascher ans Ziel gelangen: Autofahrer stehen im Stau, Fahrspuren und Parkplätze verschwinden. Ursprünglich war an Investitionen von 259 Millionen Euro gedacht, um die Milliarden für eine politisch immer wieder diskutierte Stadtbahn zu sparen. Doch mit jeder Baustelle sinkt in der Stadt die Zustimmung für die Busbeschleunigung. Die Verkehrspolitik, noch bei der letzten Wahl von nachrangigem Interesse, ist als Topthema zurück.

Von links gerät der Senat derweil in der Flüchtlingsfrage unter Druck. Eine Flüchtlingsgruppe mit dem Namen „Lampedusa in Hamburg“ treibt den Senat seit eineinhalb Jahren vor sich her. Obwohl sich die meist aus Libyen geflohenen Afrikaner seit Monaten weigern, ihre Identitäten offenzulegen, und auf einer Gruppenlösung bestehen, erfahren sie in Hamburg viel Unterstützung. Mit dem Beharren auf rechtsstaatliche Normen hat die SPD den Unmut der gesamten linken Szene auf sich gezogen – das Tragen von „FCK-SPD“-T-Shirts („Scheiß SPD“) gleicht inzwischen einem Mode-Accessoire; bei Demonstrationen schlug die Wut mehrfach in Gewalt um.

BÜRGERLICHER SPITZENMANN OHNE ESKAPADEN

Es läuft nicht mehr so rund wie in den ersten Scholz-Jahren. Und doch scheint das den Bürgermeister nicht allzu sehr zu bedrücken. Scholz beherrscht das machtpolitische Geschäft wie nur wenige in der Republik. Er neigt zu einem

sehr unaufgeregten Politikstil: Die Slogans aus dem Scholz-Bürgerschaftswahlkampf – „Klarheit“, „Verlässlichkeit“, „Vernunft“ und „Gerechtigkeit“ – könnten auch von Angela Merkel stammen. Scholz hat die traditionelle Siegesstrategie der SPD wieder belebt – die Hamburg-Partei, die nur abgesehen von zwei Unterbrechungen immer den Bürgermeister stellte, gewann stets mit einem sehr bürgerlichen Spitzenmann, der linke Eskapaden der Partei überstrahlte.

Man nölt und nörgelt zwar gern in Hamburg über dies und das, aber ist das schon Wechselstimmung? Die Ausgangslage für Scholz' Herausforderer, den CDU-Fraktionschef Dietrich Wersich, ist nicht eben leicht. Er steht als ehemaliger Sozialsenator für eine liberale Großstadt-CDU, die sich nur in Nuancen vom realpolitischen SPD-Kurs unterscheiden kann und will. Der allseits geschätzte Wersich gilt als charmant, rhetorisch gewandt und erfahren. Es erschwert seine Profilierung, dass er im Parlament der vier Oppositionsparteien eine Stimme unter vielen blieb.

Die Union bräuchte einen Bündnispartner, doch der ist nicht leicht zu finden. Die Alternative für Deutschland (AfD) könnte in die Bürgerschaft einziehen, fällt als Partner aber aus. Die Grünen wiederum lecken noch immer ihre Wunden aus der gescheiterten schwarz-grünen Koalition zwischen 2008 und 2010 und würden lieber heute als morgen in einen rot-grünen Senat einziehen.

Und die FDP? Sie agierte in den vergangenen Monaten, mit Verlaub, eher als politisches Selbstmordkommando: Auf offener Bühne und bei Facebook ausgetragene Kabale unter Parteifreunden, Rücktritts- und Austrittswellen sowie eine Parteineugründung haben die FDP in Umfragen auf zwei Prozent stürzen lassen. Wer von Hamburg aus ein Signal für die Wiederaufrechterstellung liberaler Politik erhofft hatte, sollte inzwischen besser mit einem Begräbnis dritter Klasse rechnen.

Angesichts dieses Verfolgerfeldes muss Scholz den 15. Februar 2015 nicht unbedingt fürchten. In einer Umfrage des *Hamburger Abendblatt* von Anfang November kommen die Christdemokraten auf 27 Prozent, die Grünen auf elf und die Linke auf sieben Prozent. Die SPD ist mit 45 Prozent genauso stark. Scholz kann sogar noch ein paar Male straucheln, ohne zu fallen.

Stabil, weil beweglich

Was die Wahlergebnisse 2013 und 2014 für die
künftige Entwicklung des Parteiensystems aussagen

NICO LANGE

Geboren 1975 in Berlin, Leiter der
Arbeitsgruppe „Zukunft der Volks-
parteien“ der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Man stelle sich vor: Es ist Wahltag in
Deutschland. Vater, Mutter, Sohn und
Tochter sitzen in bester Sonntagskleidung
beim Frühstück. Nach Lektüre der Wo-
chenendzeitung besuchen alle den Gottes-
dienst. Dann spazieren sie von der Kirche
zum Wahllokal. Auf dem Weg treffen sie

Nachbarn. Man unterhält sich über Zei-
tungsmeldungen und die im Familienkreis
gesehene bunte Sendung des Samstag-
abendprogramms. Die Wahl selbst ist kein
großes Thema, denn gewählt werden in
der Regel die Volksparteien. Der Sonntag
klingt aus mit Gewerkschaftssitzungen,
bei der Gemeindefarbeit oder im Verein.

Dieses romantische Bild eines Wahl-
sonntags traf auf die fünf vergangenen
Wahlsonntage – Bundestagswahl, Europa-
wahl und drei Landtagswahlen in jungen

Bundesländern – vermutlich größtenteils nicht mehr zu. Viele der wählenden Rentner, Familien, Alleinerziehenden, Single-Haushalte, Patchwork-Gemeinschaften und Zuwanderer hatten ohnehin schon vor dem Wahltag von der Briefwahl Gebrauch gemacht. Statt der gemeinsamen Samstagabend-Familiensendung sahen die Jüngeren TV-Serien von Streaming-Diensten oder unterschiedliche digitale Kabelkanäle. Die Nachbarn kennen sich untereinander kaum noch. Auch die Ehrenämter in Kirchen, Gewerkschaften und Vereinen sind zunehmend geprägt durch temporäre Bindungen und projektbezogenes Engagement.

Die gesellschaftlichen Langzeitentwicklungen, die in den vergangenen Jahrzehnten die Wähler und damit das Wahlverhalten so tief greifend veränderten, sind hinlänglich bekannt. Der gesellschaftliche Wandel manifestiert sich im Parteiensystem vor allem durch den Verlust der langfristigen Parteiidentifikationen und ihrer Prägekraft. Wie in Gewerkschaften und Kirchen sinken in den Parteien die Mitgliederzahlen, das Durchschnittsalter der Mitglieder und Funktionäre steigt. Nur wenige neue Mitglieder können hinzugewonnen werden.

VERGEBLICHE SUCHE NACH STAMMWÄHLERN

Es ist vor diesem Hintergrund bemerkenswert, dass bei den zahlreichen Analysen und Diskussionen von Wahlergebnissen und Wählerverhalten der Wahljahre 2013 und 2014 die tradierten Vorstellungen weiterhin eine große Rolle spielten. Offenbar fehlen bisher tragfähige interpretatori-

sche Zugänge, um die gewandelte Wählerschaft und die damit verbundenen Auswirkungen auf Wahlergebnisse und Parteienlandschaft erfassen zu können. Trotz der seit Langem erkennbaren Bewegung sind viele Kommentatoren weiter auf der Suche nach „Stammwählern“, „Lagern“ und „Milieus“. Sehr bezeichnend für diese anhaltenden Retro-Analysen sind auch die angestrebten Bemühungen vieler, neue Phänomene in der Parteienlandschaft wie die Piratenpartei oder die AfD auf der klassischen Linksrechts-Skala verorten zu wollen.

Auch innerhalb der Parteien scheinen Vorstellungen wie die vom klassischen Wahlsonntag weiterhin verbreitete Leitbilder zu sein. So wird unter Parteimitgliedern bis heute die Forderung laut, dass die Parteien sich bemühen müssten, zu den bewährten Konzepten von Mitgliederparteien mit klarer weltanschaulicher Orientierung zurückzukehren. Mit Blick auf die Analyse der Wahlergebnisse tun manche noch immer so, als würden ihnen Wähler „gehören“. Verluste werden so interpretiert, als wären „eigene“ Wähler lediglich kurzfristig „weggelaufen“ und könnten durch inhaltliche Neupositionierungen zu bestimmten Fragen „zurückgeholt“ werden.

Die bei der Bundestagswahl 2013, der Europawahl und den Landtagswahlen 2014 zu beobachtende Fortsetzung langfristiger Trends zur hochgradigen Individualisierung der Gesellschaft widerspricht dem deutlich. Natürlich ist es problematisch, von der Europawahl und von den Landtagswahlen in jungen Ländern Rückschlüsse auf Entwicklungen im Parteiensystem ziehen zu wollen. In der Bundesrepublik sehen die Wähler nur die Bundestagswahl als Wahl erster Ordnung an. Aber gerade in Bezug auf sinkende

Parteiidentifikationen, späte Wahlentscheidungen und sehr hohe Volatilität sind die Europawahl und die Landtagswahlen in jungen Ländern mit der niedrigen Wahlbeteiligung und der aufgrund geringerer Bindungen traditionell höheren Experimentierfreudigkeit der Wähler für die Analyse von Interesse.

EIN DRITTEL DER WÄHLER ENTSCHIED SICH 2013 ANDERS ALS 2009

Mit Blick auf die Wahlergebnisse 2013 und 2014 wird schnell klar: Wählerschaft und Parteiensystem geraten immer mehr in Bewegung. Mehr als ein Drittel aller Wähler entschied sich 2013 bei der Bundestagswahl anders als im Jahr 2009. Ebenfalls deutlich mehr als ein Drittel fasste seine Wahlentscheidung erst in den letzten 72 Stunden vor dem Urnengang. Die Unionsparteien verloren etwa ein Viertel ihrer Wähler von 2009 unter anderem an andere Parteien und an die Nichtwähler. Gleichzeitig gehörte etwa ein Drittel der Unionswähler von 2013 zu den Wählern, die noch 2009 eine andere Partei gewählt hatten. Diese Bewegungen erzeugen große Unwägbarkeiten, die bei kommenden Wahlen vermutlich eine noch stärkere Rolle spielen werden.

Projiziert man die Trends in die Zukunft, so scheint es, dass es für künftige Wahlerfolge weniger darauf ankommen könnte, die vermeintlich „eigenen“ Wähler zu „bedienen“. Vielmehr wird es entscheidend sein, ungebundene Wähler jedes Mal aufs Neue zu überzeugen. Damit ist jede Kampagne ein Kampf um die Aufmerksamkeit aller Wähler. Dies wird vor

allem durch erfolgreiche Problemlösung im Regierungshandeln möglich sein und weniger durch Besetzung von weltanschaulichen Positionen im politischen Diskurs. Will man die Ergebnisse von heute nur beibehalten, dann stellt sich allein mit Rücksicht auf den demografischen Wandel die Notwendigkeit, dass die Parteien – insbesondere die Volksparteien – ständig neue Wähler hinzugewinnen.

In der Analyse lassen sich die Ergebnisse von Bundestagswahl, Europawahl und den drei Landtagswahlen auf drei Kernpunkte reduzieren: Die Unionsparteien sind gestärkt, die FDP ist abgestiegen, und mit der AfD ist eine neue Partei gewählt worden. Nimmt man den klaren Trend zur Volatilität des Wählerverhaltens ernst, passen die Ergebnisse für FDP und AfD ins Gesamtbild. Gerade die Wahlergebnisse der FDP illustrieren die Risiken und Unwägbarkeiten eines Parteiensystems in Bewegung. Dem größten Erfolg der Partei im Wahljahr 2009 folgte die größte Niederlage 2013.

KOMMEN UND GEHEN NEUER PARTEIEN

Die Ergebnisse der AfD machen wie vorher schon der Auf- und Abstieg der Piratenpartei deutlich, dass sinkende Parteiidentifikation und die geringere Bedeutung weltanschaulicher Orientierungen bedeuten, dass es derzeit offenbar einfacher wird, eine neue Partei zu gründen und kurzfristig gute Ergebnisse zu erzielen. Im Fall der AfD wirkten Europawahl und Landtagswahlen in den drei jungen Ländern dabei wie ein Inkubator, da dort die

Parteiidentifikationen eine noch geringere Rolle spielen und die Beteiligung an den als Wahlen zweiter Ordnung wahrgenommenen Abstimmungen geringer ist. Der Blick ins europäische Ausland zeigt, dass volatile Wählerschaften für ein Kommen und Gehen neuer politischer Parteien sorgen, von denen sich viele den klassischen Links-rechts-Erklärungsmustern entziehen.

Daraus lässt sich für die politische Planung eine wichtige Erkenntnis ziehen. Ist der Aufstieg neuer Parteien in erster Linie eine Folge der Volatilität und zunehmend ungebundener, sehr heterogener Wählerschaften, dann ist es eine Illusion aus der „Zeit der alten Wahrheiten“, andere Parteien könnten durch Besetzung bestimmter Positionen auf dem Links-rechts-Spektrum die Wähler neuer Parteien „zurückgewinnen“. Die Langzeittrends deuten darauf hin, dass man sehr wahrscheinlich mit dem recht schnellen Auf- und Abtauchen neuer Parteien weiter rechnen muss. Die Verhärtung inhaltlicher Positionen erzeugt bei einer sehr heterogenen Wählerschaft vermutlich eher einen Fragmentierungssog als eine Stabilisierung.

Vor dem Hintergrund der geschilderten Volatilität liegt das überraschende Ergebnis der zurückliegenden Wahlen in der anhaltenden Stärke der Unionsparteien. Diese bleibt im Meinungsklima sogar ungewöhnlich stabil und sogar ein Jahr nach der Bundestagswahl in der Nähe des Wahlergebnisses von über vierzig Prozent. Direkt nach der Wahl 2009 war von der Auflösung der alten Gewissheiten und sogar vom vermeintlichen Ende der Volksparteien die Rede. Dieser Schluss war offenbar verfrüht. Doch bedeuten die aktuellen Wahlergebnisse auch nicht, dass die Zukunft der Volksparteien bereits ge-

rettet sei. Nimmt man Langzeitentwicklungen und die immer größere Beweglichkeit der Wählerschaft ernst, dann muss man sich wohl der Sichtweise annähern, dass die stabil hohe Zustimmung zu den Unionsparteien keine Rückkehr zu Altbekanntem widerspiegelt, sondern den Beginn von etwas Neuem darstellt. Ein Wahlergebnis von 41,5 Prozent im volatilen System des Jahres 2013 ist etwas anderes als vierzig Prozent und mehr in vergangenen Zeiten mit hohen Parteiidentifikationen und stärkerer gesellschaftlicher Homogenität. Für die Diskussion um die Zukunft der Volksparteien bedeuten die Wahlergebnisse zwar, dass es trotz der einer schnell fortschreitenden Individualisierung möglich ist, die Gesellschaft in ihrer Verschiedenheit mit einer Partei anzusprechen und abzubilden. Jedoch müssen sich dafür die Volksparteien verändern.

Die Zuschreibung der guten Wirtschafts- und Arbeitsmarktsituation zum Regierungshandeln der Union hat für die Wahlergebnisse eine Rolle gespielt. Auch die frühzeitige Umorientierung in Richtung Akzeptanz eines Mindestlohns in wirtschaftlich guten Zeiten wird zur hohen Zustimmung beigetragen haben. Vor allem aber greift ein Personalisierungseffekt, durch den die stabil hohe persönliche Zustimmung der Bürger zur Bundeskanzlerin Angela Merkel die Position der Unionsparteien als Volksparteien stabilisiert. Auch die Ergebnisse der Europawahl und der Landtagswahlen zeigen, dass Personalisierungseffekte in volatiler werdenden Wählerschaften immer stärker zum Tragen kommen. Das lässt sich an den Wirkungen der Zustimmung zu Merkel und Martin Schulz bei der Europawahl ebenso ablesen wie an der dominierenden

Position von Stanislaw Tillich in Sachsen und dem starken Ergebnis für Dietmar Woidke in Brandenburg.

BEWEGLICH BLEIBEN!

Die Ergebnisse der Bundestagswahl 2013 sowie der Europawahl und der Landtagswahlen 2014 deuten darauf hin, dass sich die gesellschaftlichen Langzeitentwicklungen auch künftig im Trend zu immer höherer Volatilität der Wählerschaft für die Parteien und das Parteiensystem bemerkbar machen werden. Langfristige Bindungen und ideologische Orientierungen werden weniger eine Rolle spielen als die Wirkung von Personen und die Demonstration konkreter Problemlösungsfähigkeit. Letzteres legt zudem nahe, dass sich die Position von Volksparteien in den neuen und sich weiter verändernden Rahmenbedingungen eher durch erfolgreiches Regierungshandeln stärken lässt.

Aus den Wahljahren 2013 und 2014 lässt sich somit die recht simple Schlussfolgerung ableiten, dass Personalauswahl und das Erkennen und Fördern politischer Talente für die Parteien deutlich an Bedeutung gewinnen müssen. Heterogene

und individualisierte Wählerschaften durch erfolgreiche Problemlösungen zu überzeugen, erfordert außerdem ein Nachdenken über die gesellschaftliche Anbindung von Parteien, wenn die personelle Erneuerung von Mitgliedern mit dem Tempo des gesellschaftlichen Wandels nicht Schritt hält. Problemlösungsfähigkeit lässt sich natürlich nur demonstrieren, wenn die Parteien die Fähigkeit haben, die für ihre sehr unterschiedlichen Wähler relevanten Probleme aufzunehmen und zu verarbeiten. Gleichzeitig legen die Wahlergebnisse nahe, dass die Parteien unterschiedliche politische Anschlussfähigkeiten gezielt entwickeln müssen, um in die Regierungsposition zu kommen, von der aus praktische Problemlösungsfähigkeit gezeigt werden kann.

Der Erfolg der Union, deren siebzigjähriges Bestehen 2015 dann auch 45 Jahre Kanzlerschaft bedeutet, beruht maßgeblich auf der Fähigkeit, sich immer wieder den gesellschaftlichen Entwicklungen anzupassen. Der Blick auf die fünf Wahlen der Jahre 2013 und 2014 lässt vermuten, dass die inhaltliche, organisatorische und partizipatorische Beweglichkeit der Parteien zunehmend zu den entscheidenden Erfolgsfaktoren für politische Stabilität werden könnten.

JUDENVERFOLGUNG, AUF- ARBEITUNG UND DIE DEUTSCH- ISRAELISCHEN BEZIEHUNGEN

27. Januar 1945

70 Jahre Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz

14. März 1960

55 Jahre Erstes Treffen von Konrad Adenauer und David Ben Gurion in New York

25. März 1965

50 Jahre Beschluss des Deutschen Bundestages über eine Verlängerung der Frist zur Verfolgung von NS-Verbrechen

12. Mai 1965

50 Jahre Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel

19. August 1965

50 Jahre Urteile im „Auschwitz-Prozess“

15. September 1935

80 Jahre Nürnberger Gesetze zur Verschärfung der nationalsozialistischen Judenverfolgung

CDU

10. April 2000

15 Jahre Wahl von Angela Merkel zur Vorsitzenden der CDU Deutschlands

Juni 1945

70 Jahre Beginn des Gründungsprozesses der CDU in Köln und Berlin

1. bis 2. Oktober 1990

25 Jahre Erster gesamtdeutscher Parteitag der CDU Deutschlands in Hamburg; die fünf neuen ostdeutschen Landesverbände treten bei

20. bis 22. Oktober 1950

65 Jahre Erster Bundesparteitag der CDU in Goslar unter dem Motto „Einigkeit und Recht und Freiheit“

22. November 2005

10 Jahre Wahl von Angela Merkel zur Bundeskanzlerin

DEUTSCHE WIEDER- VEREINIGUNG VOR 25 JAHREN

5. Februar 1990

In Anwesenheit von Helmut Kohl verabreden die Parteivorsitzenden Lothar de Maizière (CDU), Hans-Wilhelm Ebeling (DSU) und Wolfgang Schnur (DA) die „Allianz für Deutschland“

18. März 1990

Erste und einzige freie Volkskammerwahl in der DDR – die „Allianz für Deutschland“ geht daraus als Sieger hervor

12. April 1990

Wahl einer neuen DDR-Regierung unter Ministerpräsident Lothar de Maizière (CDU) durch die Volkskammer

1. Juli 1990

Die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion zwischen den beiden deutschen Staaten tritt in Kraft

23. August 1990

Beitrittserklärung der Volkskammer

31. August 1990

Unterzeichnung des Vertrags über die Herstellung der Einheit Deutschlands

12. September 1990

Unterzeichnung des Zwei-plus-Vier-Vertrags in Moskau

25. September 1990

Die Mitgliedschaft der DDR im Warschauer Pakt endet

3. Oktober 1990

Deutsche Wiedervereinigung

4. Oktober 1990

Konstituierung des ersten gesamtdeutschen Bundestags; erstmals seit dem 19. Dezember 1932 tagt ein gesamtdeutsches Parlament im Berliner Reichstagsgebäude

9. November 1990

Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nachbarschaftsvertrags

14. November 1990

Unterzeichnung des deutsch-polnischen Grenzvertrages

2. Dezember 1990

Wahl zum 12. Deutschen Bundestag; es ist die erste freie gesamtdeutsche Parlamentswahl seit 1932

EUROPA / WESTLICHES BÜNDNIS

1. Januar 1995

20 Jahre Erweiterung der EU um Österreich, Schweden, Finnland (EU-15)

26. März 1985

30 Jahre Schengener Abkommen (I) tritt in Kraft

8. April 1965

50 Jahre Vertrag über die Fusion von EGKS, Euratom und EWG zur EG

5. Mai 1955

60 Jahre Mit Inkrafttreten der Pariser Vertragswerke ist die Bundesrepublik Deutschland souverän, sofern die Fragen nicht Deutschland als Ganzes betreffen

9. Mai 1955

60 Jahre Beitritt der Bundesrepublik Deutschland zur NATO

8. Mai 1945

70 Jahre Ende des Zweiten Weltkriegs

1. August 1975

40 Jahre Unterzeichnung der Schlussakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) in Helsinki

8. bis 14. September 1955

60 Jahre Moskau-Reise Adenauers und Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion

12. November 1955

60 Jahre Vereidigung der ersten Freiwilligen der Bundeswehr

GEBURTSTAGE

24. Januar 1940

75. Geburtstag Joachim Gauck

28. Januar 1930

85. Geburtstag Kurt Biedenkopf

23. Februar 1945

70. Geburtstag Georg Milbradt

2. März 1940

75. Geburtstag Lothar de Maizière

3. März 1930

85. Geburtstag Heiner Geißler

5. März 1945

70. Geburtstag Friedrich Bohl

1. April 1815

200. Geburtstag Otto von Bismarck

3. April 1930

85. Geburtstag Helmut Kohl

15. April 1920

95. Geburtstag Richard von Weizsäcker

1. Mai 1915

100. Geburtstag Hanns Martin Schleyer

20. Juli 1925

90. Geburtstag Jacques Delors

21. Juli 1935

80. Geburtstag Norbert Blüm

6. September 1915

100. Geburtstag Franz Josef Strauß

15. September 1945

70. Geburtstag Hans-Gert Pöttering

1. Dezember 1935

80. Geburtstag Heinz Riesenhuber

*Zusammengestellt von Ulrike Hospes,
Leiterin der Abteilung Zeitgeschichte,
Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/
Archiv für Christlich-Demokratische Politik
der Konrad-Adenauer-Stiftung.*

Der Alleskönner

Erinnerung an Karl Carstens anlässlich seines 100. Geburtstags

TIM SZATKOWSKI

Geboren 1976 in Bremen, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Edition der „Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland“ (AAPD) des Instituts für Zeitgeschichte im Auswärtigen Amt in Berlin, Redakteur des Rezensionsjournals „sehpunkte“ für den Bereich „Zeitgeschichte Westeuropa“.

Bei der Feier zum 70. Geburtstag von Karl Carstens, der am 14. Dezember 1914 in Bremen geboren wurde, sprach Bundeskanzler Helmut Kohl von einer Lebensgeschichte, die eine Sonderstellung einnehme. Es gebe nur wenige, die dem Land in so vielen Ämtern gedient hätten. Sein 100. Geburtstag erinnert jetzt an Carstens' politische Laufbahn.

Seine Erfahrungen während der NS-Diktatur hielten Karl Carstens zunächst davon ab, in den Staatsdienst einzutreten. Erst ein Studienaufenthalt in den USA 1948/49 änderte seine Meinung. Der Präsident des Bremischen Senats, der Sozialdemokrat Wilhelm Kaisen, konnte den Rechtsanwalt dafür gewinnen, im Oktober 1949 als Landesbevollmächtigter nach Bonn zu gehen. Carstens hatte großen Anteil an der Erhaltung der Eigenstaatlichkeit oder der Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen Bremens.

Auf Betreiben Konrad Adenauers wechselte Carstens, der zugleich seine wissenschaftliche Karriere betrieben hatte, im August 1954 in den Auswärtigen Dienst; wenig später trat er in die CDU ein. Er folgte der Werteskala Adenauers: Freiheit, Frieden, Einheit. Es war kein Zufall, dass Carstens im September 1955 mit der Leitung der für die europäische Einigung zuständigen Unterabteilung im Auswärtigen Amt betraut wurde. Mit Beginn der Brüsseler Konferenz zur Ausarbeitung von Verträgen über eine Europäische Wirtschafts- und Atomgemeinschaft im Juni 1956 hatte er den Vorsitz einer interministeriellen Koordinierungsgruppe inne. Er stellte die freiheits- und friedenssichernde Funktion eines vereinten Europa heraus, das institutionell stark sein sollte.

NEUE WEGE IN DER OSTPOLITIK

Als Staatssekretär des Auswärtigen Amts unterstützte Carstens ab Juli 1960 neue Wege in der Ostpolitik, für die Außenminister Gerhard Schröder verantwortlich zeichnete. 1963/64 konnten Handelsvertretungen in Polen, Ungarn, Rumänien und Bulgarien eröffnet werden. Im September 1965 führte Carstens politische Gespräche in Moskau. So wichtig diese Transformationsphase auch war, ihre Grenzen markierten die Nichtanerkennung der DDR und der Oder-Neiße-Grenze. Daran änderte sich auch 1968/69 nichts, als Carstens unter Kurt Georg Kiesinger das Kanzleramt leitete. In dieser Funktion war er auch als Reformler gefragt, der eine Reorganisation dieser Bundesbehörde in die Wege leitete.

Nach dem Ende seiner Laufbahn als politischer Beamter übernahm Carstens Anfang 1970 die Leitung des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP). Die Deutschland- und Ostpolitik Willy Brandts betrachtete er kritisch. 1972 kandidierte er erfolgreich für den Bundestag und katapultierte sich rasch in die erste Reihe der Unionsfraktion. Mit einer fulminanten Rede über die deutsche Nation am 15. Februar 1973 begründete er die Ablehnung des Grundlagenvertrags mit der DDR vom Dezember 1972. Im Mai 1973 wählte ihn die Fraktion zu ihrem Vorsitzenden.

KAMPF GEGEN VERFASSUNGSFEINDE

In der Innenpolitik standen unter anderem die Bildungspolitik, die Bekämpfung des RAF-Terrorismus und der Umgang mit verfassungsfeindlichen Kräften, zum Beispiel DKP-Mitgliedern, im Mittelpunkt. Carstens trat vehement für die freiheitlich-demokratische Ordnung ein. So verurteilte er die Indoktrinierung mit marxistischer Ideologie, wie sie sich in den Rahmenrichtlinien für das Fach Gesellschaftslehre in Hessen manifestierte, als politpädagogische Eingriffe, die „bisher nur von den Nationalsozialisten und den



Der „wandernde Präsident“, unter anderem begleitet von Bernhard Vogel (aufgenommen 1979)
© ullstein bild, Foto: Sven Simon

Kommunisten bekannt“ waren; das sei der geistige Nährboden, auf dem der Terrorismus gedeihe.

Carstens legte die heterogene Fraktion auf einen harten Kurs fest, wirkte aber intern integrierend. Rhetorisch begabt und analytisch scharf, hielt er Herbert Wehner oder Helmut Schmidt stand. Doch nicht immer erwies sich seine Linie als weitsichtig. Beispielsweise stellte sich die KSZE-Schlussakte von 1975, deren Unterzeichnung er ablehnend gegenüberstand, als ein wichtiger Bezugspunkt für die Bürger- und Menschenrechtsbewegungen in Osteuropa heraus.

WEG ZUM STAATSOBERHAUPT

Mit einem wenig glanzvollen Ergebnis wurde Carstens im Dezember 1976 zum Präsidenten des Bundestags gewählt. Allerdings stieg seine Anerkennung, da er parteipolitische Neutralität und Integrationskraft unter Beweis stellte. Im Mai 1979 nutzten CDU und CSU ihre Mehrheit in der Bundesversammlung und wählten ihn zum Bundespräsidenten. Seine Kandidatur

war umstritten, selbst in den eigenen Reihen: Carstens hatte 1937 einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP gestellt, um sein berufliches Fortkommen zu sichern.

Viele politische Beobachter sahen in seiner Präsidentschaft den Auftakt für den politischen Machtwechsel in Bonn. Eine Abwendung von der sozial-liberalen Koalition zeigte das Verhalten der FDP an, die nicht für die SPD-Kandidatin stimmte, sondern sich bei der Wahl enthielt.

Als Staatsoberhaupt stellte Karl Carstens bürgerliche und christliche Tugenden in den Mittelpunkt. Immer wieder kam er auf die Verantwortung des Einzelnen zu sprechen – für die Familie, die Gesellschaft und den Staat. Ihn als Vorkämpfer einer geistig-moralischen Wende zu beschreiben, wäre jedoch unangemessen. Carstens wollte ein ausgewogenes Geschichtsbild vermitteln und freiheitliche Traditionen betonen: „Zwölf Jahre dürfen sich nicht wie ein Riegel vor unsere ganze Geschichte schieben.“

Vor die schwerste Belastungsprobe sah sich Carstens gestellt, als Bundeskanzler Helmut Kohl am 17. Dezember 1982 eine unechte Vertrauensfrage mit dem Ziel stellte, zu Neuwahlen zu kommen, um seiner Regierung Legitimität zu verleihen. Carstens hatte rechtliche Bedenken, traf aber mit seiner Anordnung über die Auflösung des Bundestags eine politische Entscheidung.

„DURCHDACHTER SACHVERSTAND“

Carstens war nie ein unpolitischer Präsident. Entschieden verteidigte er das Bündnis mit den USA, die NATO und die Bundeswehr. Er machte deutlich, dass die Urteile der Friedensbewegung über die sicherheitspolitischen Begebenheiten naiv seien. Konsequenter befürwortete er die Dislozierung neuer nuklearer Mittelstreckensysteme, sollten die INF-Verhandlungen (*Intermediate Range Nuclear Forces*) zwischen den USA und der UdSSR scheitern. Gegenüber dem sowjetischen Staats- und Parteichef Leonid Breschnew betonte er im November 1981, dass der Nachrüstungsteil des NATO-Doppelbeschlusses anderenfalls umgesetzt werde.

Als Karl Carstens am 30. Mai 1992 gestorben war, würdigte ihn Bundespräsident Richard von Weizsäcker: „Was in Deutschland nur allzu selten gelingt, vereinigte er in seiner Person: die Verbindung eigener wissenschaftlicher Erkenntnis mit staatlicher Praxis. Sie befähigte ihn zeitlebens, die Theorie auf den Prüfstand der Lebenswirklichkeit zu stellen, andererseits aber der Oberflächlichkeit des politischen Alltags mit durchdachtem Sachverstand zu begegnen.“ Die Erinnerung an ihn sollte zugleich ein Impuls sein, Politik heute im Sinne seiner Verbindung von theoretischer Reflexion und praktischer Klugheit zu gestalten.

Gespalten

Die Deutschlandpolitik der SPD 1989/1990 zwischen Teilung und Einheit

GÜNTER BUCHSTAB

Geboren 1944 in Lauchheim, bis 2009
Leiter der Hauptabteilung Wissen-
schaftliche Dienste/Archiv für
Christlich-Demokratische Politik der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Hans-Jochen Vogel, Erhard Eppler,
Wolfgang Thierse: Was zusammengehört.
Die SPD und die deutsche Einheit
1989/90, Herder Verlag, Freiburg 2014,
288 Seiten, 19,99 Euro.

Aus zwei Gründen – so die drei Autoren –
sei ihr Buch entstanden: Mit Fakten wol-
len sie den „wesentlichen“ Beitrag der
SPD am Zustandekommen der deutschen
Einheit belegen und zugleich an den Mau-
erfall vom 9. November 1989 erinnern,
in dessen Folge am 3. Oktober 1990 die
deutsche Einheit Wirklichkeit wurde.

Hans-Jochen Vogel, von 1983 bis 1991
Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion
und von 1987 bis 1991 Parteivorsitzender,
weist den „Vorwurf“ zurück, die SPD
habe im deutschen Einigungsprozess zu
zögernd und zurückhaltend reagiert und
zu lange an einer Zwei-Staaten-Lösung
festgehalten. Erhard Eppler unterstreicht
die Bedeutung Willy Brandts in der
Deutschland- und Ostpolitik, schildert
seine Eindrücke aus dem Raum der evan-
gelischen Kirche und reflektiert seine
Rolle und Erfahrungen als Vorsitzender
der Grundwertekommission bei der Ent-
stehung des SPD/SED-Papiers „Der Streit
der Ideologien und die gemeinsame
Sicherheit“ vom 27. August 1987; dabei
kommt auch die Resonanz auf seine viel
beachtete Rede zum 17. Juni im Jahr 1989
zur Sprache, in der er von früheren Posi-
tionen Abstand nahm. Wolfgang Thierse

richtet schließlich den Blick auf die Wiederentstehung und die Aktivitäten der ostdeutschen Sozialdemokratie im Jahr 1989/90.

Hans-Jochen Vogel will die Kritik an der SPD-Deutschlandpolitik in Medien und zeitgeschichtlichen Publikationen, die sich selbst in Veröffentlichungen der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung findet, nicht hinnehmen, sondern seiner Partei Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne Irrtümer und Fehler zu verschweigen. Um die Kritik, die er in neun Punkten konkretisiert, zu widerlegen, greift Vogel auf Beschlüsse und Entscheidungen der Parteispitze wie der Bundestagsfraktion zurück und kommentiert mit zahlreichen Zitaten aus internen Sitzungen und öffentlichen Verlautbarungen den Ablauf der wesentlichen Ereignisse der Jahre 1989 und 1990. Diese Zitate und ihre Einbettung in die jeweils konkrete historische Situation belegen Vogels Resümee, dass die SPD-Gremien die Ereignisse und den Einigungsprozess mit kritischer Zustimmung und auch mit konkreten Vorschlägen begleitet haben.

Ausführlich geht Vogel zum Beispiel auf seine Rede am 28. November 1989 im Bundestag ein: Noch bevor Bundeskanzler Helmut Kohl in der gleichen Sitzung mit seinem berühmten „Zehn-Punkte-Plan“ zur Erlangung der deutschen Einheit Freund und Feind überraschte, hatte er selbst ein „Fünf-Punkte-Konzept“ vorgestellt, in dem er konföderative Strukturen, ja eine „Konföderation“ als Zwischenstation auf dem Weg zu „Einheit und Freiheit Deutschlands“ vorschlug. Dass Johannes Rau gleichartige Vorstellungen in Form von gemeinsamen Kommissionen, die sich „mit Währungs- und Devisenfragen, mit Wirtschafts- und Strukturfragen,

mit Umweltschutz- und Energiepolitik, mit Verkehr und Infrastruktur“ befassen sollten, schon am 15. November 1989 im Landtag von Nordrhein-Westfalen entwickelt hatte, erwähnt Vogel nicht; wohl aber weist er auf ähnliche Überlegungen von Karsten Voigt vom 13. November und von Horst Ehmke vom 20. November 1989 hin. In Medien und Öffentlichkeit war die Resonanz auf diese SPD-Verlautbarungen freilich eher gering.

WIRKUNGSLOSES TREFFEN AM WERBELLINSEE

Vogel bedauert dies und führt die mangelnde Wirkung darauf zurück, dass in einer brisanten nationalen Lage die Regierung gegenüber der Opposition immer im Vorteil ist. Die Gestaltung der Deutschlandpolitik und die Pflege der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten lagen seit 1982 vor allem in den Händen des Kanzleramts und des Innerdeutschen Ministeriums. Dabei knüpfte die Regierung Kohl an die von ihren Vorgängerregierungen geschaffene Vertragsgrundlage mit der DDR zwar an, setzte allerdings in ihrer Politik andere Akzente. Dies signalisierte Kohl mit seinem ersten – von der sozial-liberalen Koalition zuvor abgeschafften – „Bericht zur Lage der Nation im *geteilten Deutschland*“ am 23. Juni 1983. Voraussetzung waren das Festhalten an der deutschen Einheit, das Offenhalten der deutschen Frage und das Ziel, das Leben der Menschen in Deutschland zu erleichtern, ohne dabei bundesdeutsche Positionen ohne substanzielle Gegenleistungen der DDR aufzugeben. Erste Ergebnisse dieser Politik zeigten sich

nach der Gewährung des „Milliardenkredits“ mit dem Abbau der Selbstschussanlagen an der innerdeutschen Grenze, im Ausbau des Besucherverkehrs, in der Abschaffung des Mindestumtauschs für Kinder und nicht zuletzt in der Erhöhung der Zahl der Übersiedler. Im Unterschied dazu war das Treffen von Bundeskanzler Helmut Schmidt mit Erich Honecker am Werbellinsee im Dezember 1981 (nicht 1983, wie es auf Seite 23 heißt) weitgehend ergebnislos verlaufen. In der Oppositionsrolle konnte die SPD noch weniger bewegen; sich damit zufriedengeben wollte sie jedoch nicht.

„NEBEN-DEUTSCHLANDPOLITIK“

Um innenpolitisch stärkere Akzeptanz zu erreichen und neues Profil zu gewinnen, setzte sie deshalb auf eine „Neben-Deutschlandpolitik“ mit über 100 Gesprächskontakten zur SED bis 1989 und gemeinsamen Arbeitsgruppen über Sicherheits- und Abrüstungsfragen. Auch medienwirksame „Wahlhilfe“ durch die SED vor Bundes- und Landtagswahlen war erwünscht und wurde gerne in Anspruch genommen (Gerhard Schröder 1985, Johannes Rau 1986/87, Björn Engholm 1987). Wortführer dieser Politik waren vor allem Egon Bahr, Harry Ristock, Walter Momper, Karsten Voigt, Jürgen Schmude, Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine, die geneigt waren, zugunsten des Primats der Sicherheitspolitik die Einheit der Nation hintanzustellen, die Staatsbürgerschaft der DDR völkerrechtlich anzuerkennen, die Zweistaatlichkeit hinzunehmen und auf das Ziel der Wiedervereinigung zu verzichten. Selbst Willy

Brandt bezeichnete in den 1980er-Jahren mehrfach die „Wiedervereinigung als Lebenslüge der Nation“. Hinzu kam die Konzession – die auch Hans-Jochen Vogel mittrug –, die Erfassungsstelle Salzgitter aufzulösen. Die SPD-geführten Länder stellten deren Mitfinanzierung ein und entsprachen damit einer der Geraer Forderungen Erich Honeckers vom Oktober 1980.

Die Erarbeitung des umstrittenen Streitkulturpapiers mit der SED bildete in dieser „Neben-Deutschlandpolitik“ gewissermaßen den Höhepunkt. Die SPD ignorierte dabei völlig, dass sie als Partei eines pluralistischen demokratischen Staats in Verhandlungen mit der Staatspartei einer Diktatur trat und diese quasi in den Rang einer ebenfalls legitimen demokratischen Partei erhob. Nachträglich werden diese Kontakte und Konzessionen, die zu heftigen parteipolitischen Auseinandersetzungen führten, mit dem Argument zu rechtfertigen versucht, man habe einerseits den sicherheitspolitischen Gesprächsfaden zur DDR nicht abreißen lassen wollen und andererseits die SED-Führung einer „Sozialdemokratisierung“ unterziehen wollen, um eine Liberalisierung der DDR von oben anzustoßen. Auch der Jurist Vogel argumentiert post festum in diesem Sinn. Es trat bekanntlich weder ein sicherheitspolitischer Gewinn noch eine Liberalisierung der DDR ein, und zum Offenhalten der deutschen Frage taugte das Papier ebenfalls nicht.

Das Problem der SPD bestand jedoch nicht nur in diesem Zeitraum darin, dass sie keineswegs eine einheitliche Linie vertrat. Innerhalb der Partei gab es verschiedene Strömungen, die kaum unter einen Hut zu bringen waren. Es gab SPD-Vertreter, die den Kontakt mit DDR-Oppositionellen suchten, wie der

Bundestagsabgeordnete Gert Weisskirchen, dem daraufhin die Einreise in die DDR verweigert wurde; die SPD protestierte dagegen nicht. Egon Bahr und seine Anhänger waren dagegen Befürworter der Zweistaatlichkeit („Die Chancen der Geschichte in der Teilung suchen“) und ganz dem Konzept der „Sicherheitspartnerschaft“ und der Nichteinmischung verhaftet, was für viele Beobachter den Beigeschmack von Anbiederung hatte.

„POLITISCHE UMWELT-VERSCHMUTZUNG“

Noch 1988/89 verwarf Bahr wiederholt die Ansicht, die Wiedervereinigung sei vordringlichste Aufgabe deutscher Politik; sie sei vielmehr „objektiv Lüge, Heuchelei, (...) politische Umweltverschmutzung“. Bei aller Bereitschaft zum Dialog mit der SED stand eine dritte Gruppe um Hans-Jochen Vogel und den SPD-Parteivorstand zur Präambel des Grundgesetzes und zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1973. Allerdings hatte auch Vogel noch am 3. Oktober 1989 vor der SPD-Fraktion geäußert, die vom Parteivorstand und der Fraktion bekräftigten Positionen, „nämlich (...) die Ablehnung des leichtfertigen und illusionären Wiedervereinigungsgeredes, finden auch außerhalb der SPD mehr und mehr Zustimmung“.

Nur zögernd nahm die SPD als Ganze nach dem Fall der Mauer von ihren alten Vorstellungen Abstand und sprang auf den Zug zur Einheit auf. Der Versuch der Parteispitze, das Bild der Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit in der Öffentlichkeit zu retuschieren, wurde allerdings immer wieder konterkariert durch ein-

zelne Repräsentanten, die – so Vogel – „ungeachtet der großen Mehrheit, mit der die Beschlüsse in den Organen der Partei und der Bundestagsfraktion gefaßt worden sind, (...) abweichende, zumindest aber mißverständliche Meinungen öffentlich“ artikulierten. So forderten noch im Februar 1990 mehrere SPD-Bundestags- und -Landtagsabgeordnete die „Anerkennung der DDR als einen eigenen souveränen Staat“. Diese internen Bruchlinien verdeutlichen, welch undankbare Aufgabe der Oppositionsführer zu bewältigen hatte.

Maßgeblichen Anteil am Bild mangelnder Geschlossenheit hatte der saarländische Ministerpräsident und Kanzlerkandidat für die Bundestagswahl 1990, Oskar Lafontaine. Noch am 25. November 1989 hatte er angeregt, die materiellen Hilfen für Aus- und Übersiedler aus der DDR „zu überdenken“, und indirekt erneut die Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft gefordert. Das SPD-Präsidium distanzierte sich zwar umgehend von seinen Äußerungen, nominierte Lafontaine aber im vollen Bewusstsein, dass er kaum in die insgesamt konstruktive Politik der SPD-Spitzengremien einzubinden war, am 19. März 1990 zum Kanzlerkandidaten. Die Bedenken bestätigten sich, als er wegen seiner Ablehnung des Staatsvertrags über die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion – unterstützt durch den niedersächsischen Ministerpräsident Gerhard Schröder – mit seinem Rücktritt von der Kanzlerkandidatur drohte und dadurch die SPD in eine heftige Zerreißprobe führte. Den so entstandenen Eindruck einer zwiespältigen SPD-Politik, der sicherlich zum Ergebnis der ersten gesamtdeutschen Wahlen am 2. Dezember 1990 beigetragen hat, vermag auch Hans-Jochen Vogel nicht zu entkräften.

Sensationen in Sicht?

Was 2015 im Vatikan passieren könnte

RAINER BUCHER

Geboren 1956 in Nürnberg, seit 2000 Vorstand des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie an der Fakultät Katholische Theologie der Universität Graz (Österreich).

Vom 5. bis 19. Oktober 2014 tagte im Vatikan die „Dritte außerordentliche Generalversammlung der Bischofssynode“. Sie befasste sich mit dem Thema „Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Rahmen der Evangelisierung“. Das klingt erst einmal sehr katholisch und ziemlich harmlos. War es aber nicht. Es könnte gut sein, dass diese Versammlung den entscheidenden Schritt zu jener „pastoralen Umkehr“¹ darstellt, die das Programm von Papst Franziskus ausmacht und die, wenn

sie gelingen sollte, nicht nur die römisch-katholische Kirche, sondern auch die politische Situation in vielen Gegenden der globalisierten Weltgesellschaft verändern dürfte. Warum?

Weil es im Kern um die Frage geht, ob die katholische Kirche sich immer weiter herausnimmt aus dem Spiel des Lebens und seinen spezifischen Lebensformen in spätmodernen Zeiten oder wieder zurückkommt aufs Spielfeld. Das gilt nicht nur für die hoch entwickelten Länder des Westens, sondern weltweit. Denn dies hat sich auf der Synode auch gezeigt: Die Probleme mit den gewandelten Lebensformen sind keineswegs nur die Probleme des Westens, wie oft behauptet wurde. Es sind – wie in einer medial, ökonomisch, politisch und verkehrstechnisch

globalisierten Welt nicht anders zu erwarten – Probleme, die weitgehend in der ganzen Welt auftauchen, wenn sie auch in verschiedenen Gesellschaften recht unterschiedlich gelöst werden. Theologisch gesehen geht es um die Kernfrage, wie die katholische Kirche auf Menschen zugehen soll: indem sie ihre Schwächen verurteilt oder ihnen in ihrer Schwäche beisteht.

BARMHERZIG IST GERECHT

„Wir spüren ja“, so der Trierer Bischof Stephan Ackermann im Februar 2011, „dass die Kirche hier auf breiter Fläche nicht mehr gefragt ist, dass Menschen da keine Orientierung mehr von ihr erwarten.“² Ackermann resümiert in erfreulicher Ehrlichkeit, worauf die wissenschaftlichen Daten seit Längerem hinweisen: In kaum einem Bereich hat sich die katholische Kirche diskursiv tiefer ins Abseits der Irrelevanz manövriert denn in jenem prekären Feld menschlicher Existenz, das im kirchlichen Jargon mit den Stichworten „Ehe und Familie“ umschrieben wird und ja tatsächlich im Leben jedes Menschen eine intime Realität anvisiert: wie zusammenleben, frei und doch auf Dauer respektvoll, kooperativ und solidarisch, Kinder gebärend und Eltern ehrend?

Die „offizielle Theologie“, so die Grazer Religionswissenschaftlerin Theresia Heimerl, „bewegt sich in Sachen Körper und Sexualität in einem Paralleluniversum. Wer die Enzyklika Pauls VI. *Humanae vitae* [...] einerseits und den 2008 veröffentlichten Bestseller Feuchtgebiete andererseits liest, bekommt eine Ahnung von der Entfernung der beiden Universen. Hier der spiritualisierte Leib und eine ins

Irreale gehobene Sexualität, dort Blut, Sperma und andere Körperflüssigkeiten eimerweise.“³

Der kirchliche Herrschafts- und Autoritätsdiskurs, der über lange Jahrhunderte das private wie öffentliche Leben und eben auch das Sexualleben der Christen beherrschen wollte und weitgehend beherrscht hat – er läuft heute ins Leere. Die Kluft zwischen strikter Doktrin und kirchlichen Rechtsvorschriften einerseits und real davon weit abweichender Praxis andererseits wirkt zudem, wie alle allzu breiten Theorie-Praxis-Klüfte, destruirend auf die Plausibilität der kirchlichen Lehre überhaupt. Offenbaren dann noch Missbrauchsskandale diese Norm-Praxis-Kluft im innersten (klerikalen) Bereich und an den sensibelsten Individuen aller Beziehungsrealitäten, den Kindern, dann verdunstet die kirchliche Normierungsautorität gegenüber laikalem Sexualleben endgültig und irreversibel.

Das hat vielfältige Gründe und Folgen. In der lehramtlichen Ehe- und Familienlehre herrscht offiziell weitgehend noch die alte statisch-idealistische, dabei stark juridisch geformte Auffassung sexueller und ehelicher Beziehungen, die früheren sozialen Formationen durchaus entsprach, aber mit heutiger Lebenswirklichkeit nicht mehr korrespondiert. Aus der Perspektive der Betroffenen erscheint solch eine Lehre dann als idealistische Überhöhung, die den komplexen und oft hochproblematischen Realitäten von Ehe, Familie und anderen partnerschaftlichen Beziehungsstrukturen nicht gerecht wird.

Gerade die personalistische Aufladung der alten, primär juridisch verfassten Ehelehre, wie sie die nachvatikanischen Diskurse im innerkirchlichen Raum beherrschte, erweist sich dabei keineswegs

als ein wirklich weiterführender Weg. Denn die alten rechtlich-institutionellen Regelungen galten und gelten, von der hohen Bedeutung der Würde der einzelnen Person unberührt, weiter, ja wurden durch ihre personalistische Interpretation sogar eindringlicher und zugleich härter. Diese Entwicklung markierte den Abschluss sich immer weiter aufladender normativer Ehe- und Familiendiskurse innerhalb der Kirche. Seit dem 19. Jahrhundert war die katholische Kirche verstärkt als Anwältin von Ehe und Familie aufgetreten und hatte dabei „mit semantischen Beständen der Spätantike, mit kirchenrechtlichen Figuren des Mittelalters, der Gegenreformation und der ‚institutionalistischen‘ Überformung, die all das im 19. Jahrhundert erfahren hatte“⁴, gearbeitet. Die Umstellung auf den bürgerlichen Personalitäts- und Intimitätsdiskurs zeigte sich aber spätestens mit *Humanae vitae* nicht als grundsätzlicher Neuansatz, vielmehr als Intensivierung, ja Intimisierung aller bisherigen kirchlichen Ehe- und Familiendiskurse.

Die traditionelle katholische Sexual- und Ehelehre berührt zudem auch den Sakramenten- und Gottesbegriff in problematischer Weise. Sie stellt etwa das Leben wiederverheirateter Geschiedener oder auch nichtverheirateter Zusammenlebender unter das Verdikt dauernder Sündhaftigkeit. Obwohl die katholische Ehe-theologie die Ehe als Sakrament, also als wirksames Zeichen der Gnade Gottes, bestimmt, Gottes Gnadenwirksamkeit also gerade in diesem Sakrament bis in die mühsame Alltäglichkeit hinein zuspricht, wird das Scheitern einer Ehe von Gottes Zuwendung – so zumindest die Lehre – nicht noch einmal umfassen. „Gottes Barmherzigkeit ist“ aber, so der Tübinger

Pastoraltheologe Ottmar Fuchs, „nicht ein Kompromiß mit der Gerechtigkeit, sondern *manifestiert* seine Gerechtigkeit“.⁵

LEBEN UND LEHRE GEHÖREN ZUSAMMEN

Vor allem aber: In der klassischen katholischen Ehe-theologie zeigt sich eine problematische Verhältnisbestimmung von Pastoral und Dogma – Pastoral erscheint als (bestenfalls gnädigerer) Anwendungsort dogmatischer Prinzipien. Demgegenüber gilt seit dem Zweiten Vatikanum: Die Pastoral ist selbst ein Entdeckungsort der kirchlichen Lehre und steht mit ihr in einem wechselseitigen Erschließungs- und Entdeckungsverhältnis. „Pastoral“ meint nach dem Zweiten Vatikanum ein dem Evangelium gemäßes Handlungsverhältnis der Kirche zur Welt im Ganzen.⁶ Sie umfasst die gesamte Handlungs- und Erfahrungsseite der Kirche und ist selbst ein theologischer Ort und für die Kirche konstitutiv. Pastoral ist keine äußerliche Erscheinung der Kirche, sondern ihre Handlungsmacht und ihr Gestaltungsort in der Zeit. Der Gegensatz von Leben und Lehre „kann nur auftauchen“, so der Konzilstheologe Marie-Dominique Chénu 1968, „wenn man in der ‚Lehre‘ ein Begriffssystem sieht, das in einer Reihe abstrakter Aussagen außerhalb von Raum und Zeit besteht“.⁷

Im Umgang mit den völlig neuen Beziehungskonstellationen unserer Gesellschaft zeigt sich, welche Relation zwischen Dogma und Pastoral angesetzt wird: Hat die pastorale Erfahrung selbst dogmatisches Gewicht oder ist sie unerheblich gegenüber der Lehre? Hat die Kirche in

ihrer Geschichte auch etwas zu lernen oder nur zu lehren? Haben die Menschen ihr etwas zu sagen, oder braucht sie nicht auf sie zu hören? Das Konzil entschied sich grundsätzlich für die erste Alternative, die nachkonziliare katholische Ehe- und Familienlehre aber nahm das vor allem in ihren kirchenrechtlichen Konsequenzen weitgehend zurück. Sie billigte der pastoralen Wirklichkeit de facto keine Erschließungskraft für die Lehre zu. Das scheint sich mit der Außerordentlichen Bischofssynode im Herbst 2014 geändert zu haben – so ist zumindest zu hoffen.

DER WELT HELFEN

Im Oktober 2015 wird es eine zweite Bischofssynode geben, nach ihr wird der Papst definitive Beschlüsse treffen. Noch ist nichts entschieden – und doch sind Türen geöffnet, die kaum mehr zu schließen sein werden: Es sind die Türen zur „pastoralen Umkehr“, die Franziskus will, hin zu einer Kirche, die nicht mehr der Welt aus erhabener Perspektive predigt, was sie zu tun und zu lassen habe, sondern die Kirche umgekehrt auf die Frage umformatiert, wie sie der Welt geben könne, was diese braucht.

Schon das Zweite Vatikanum hatte eigentlich vom Modus der urteilenden Moral auf jenen der helfenden Pastoral umgestellt und die Kirche als das „allumfassende Sakrament des Heiles“ definiert, „welches das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht“ (*Gaudium et Spes* 45). Nachkonziliar hat man dem nicht so ganz getraut; Papst Franziskus setzt hier einen entschiedenen Neuanfang. Er will eine Kirche, die

der Welt wirklich hilft, eine andere Welt zu werden, gerade dafür aber von der Welt ausgehen muss, wie sie wirklich ist.

Eine Kirche aber, die sich nicht in die Sicherheit scheinbar unverletzbarer Räume und Gewissheiten zurückzieht, die nicht meint, sie könne ängstlich und verschreckt im privaten Rettungsboot die Stürme der Gegenwart überstehen, die vielmehr dem Ruf Jesu folgt und aussteigt und sich aufs Meer des Risikos und der Hingabe wagt, eine solche Kirche wird überraschen. Eine Kirche mit einer neuen Kultur der Aufmerksamkeit und der Ehrlichkeit, auch sich selbst gegenüber, eine Kirche, die sich verstören lässt durch die Wirklichkeit, die bereit ist zu Demut und Einsatz, die sich auf die Welt einlässt, wie Jesus sich auf die Welt eingelassen hat, wird nicht einfach alles lassen, wie es ist. Eine Kirche, die sich nicht in erhabene Wahrheiten flüchtet und an den konkreten Existenzproblemen der Menschen von heute vorbeidrückt, sondern ihren dienenden Charakter realisiert, die ihrer Botschaft und allen Menschen dient, weil genau dies ihre Botschaft von ihr fordert, eine Kirche, die auf Gottes Gnade vertraut, nicht ausgrenzt, beschimpft und denunziert, sondern Hoffnungen bereithält, an die niemand mehr zu glauben wagte, wird ein Faktor der Weltgesellschaft werden.

Solch eine Kirche hält auch Lerneffekte für den aufgeklärten Konservatismus bereit: Er kann erkennen, dass er verspielt, wofür er sich einsetzt, wenn er sich in Ressentiment und Nostalgie, Gegenwartsverachtung und einen Überlegenheitshabitus verkapselt; dass er eine Chance hat, wenn er an die Nöte und Sehnsüchte, an die Freuden und Zweifel der Menschen heute anschließt und in gelebten Vorbildern auf etwas verweisen

kann, dessen man heute für ein menschenwürdiges Leben bedarf: Treue zum Beispiel oder Leistungsbereitschaft, aber auch Demut, Hingabe und Achtung gegenüber jedermann. Das Christentum lehrt einen realistischen Blick auf den Menschen: dass der Mensch weder so gut ist, wie säkulare Utopien ihn gerne denken, noch so egoistisch und selbstbezüglich, wie ihn der Kapitalismus konstruiert.⁸ Solch eine Einsicht ist in den intimsten wie den öffentlichsten Feldern überaus nützlich.

¹ Vgl. dazu Rainer Bucher: „Zuerst die Barmherzigkeit. Programmatisch Neues im Pontifikat des Franziskus“, in: *Die Politische Meinung* 59 (2014) 1, S. 112–115.

² <http://www.kath.net/detail.php?id=30170> (17.02.2011).

³ Theresia Heimerl: „Himmlische Körper – irdisches Begehren. Aktuelle Herausforderungen zu einem christlichen Sprechen über Körper und Sexualität – (nicht nur) für Frauen“, in: *Lebendige Seelsorge* 60 (2009), S. 74–78, 75.

⁴ Hartmann Tyrell: „Die Familienrhetorik des Zweiten Vatikanums und die gegenwärtige Deinstitutionalisierung von ‚Ehe und Familie‘“, in: Franz-Xaver Kaufmann / Arnold Zingerle (Hrsg.), *Vatikanum II und Modernisierung*, Paderborn 1996, S. 353–373, 367.

⁵ Ottmar Fuchs: „Nicht pastoraler Kompromiß, sondern kompromißlose Pastoral“, in: Theodor Schneider (Hrsg.), *Geschieden, wieder-verheiratet, abgewiesen? Antworten der Theologie*, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1995, S. 322–341, 328.

⁶ Zum Pastoralbegriff des Zweiten Vatikanums siehe Rainer Bucher: „Nur ein Pastoralkonzil? Zum Eigenwert des Zweiten Vatikanischen Konzils“, in: *Herder-Korrespondenz Spezial*, „Konzil im Konflikt. 50 Jahre Zweites Vatikanum“, S. 9–13.

⁷ Marie-Dominique Chénu: *Volk Gottes in der Welt*, Paderborn 1968, S. 18 f.

⁸ Vgl. dazu Rainer Bucher: „Wie leben im hegemonialen Kapitalismus? Perspektiven des deutschen politischen Katholizismus“, in: *Wort und Antwort* 54 (2013), S. 149–156.

Der Gottesallergie zum Trotz

—
Was Christen bewegt

CHRISTIANE FLORIN

Geboren 1968 in Troisdorf-Sieglar,
Redaktionsleiterin der Beilage
„Christ & Welt“ in der „ZEIT“.

„Sind Sie Anglerin?“, fragt ein junger Mann auf dem Parkplatz die Frau in dem Auto nebenan, als er den Fisch-Aufkleber auf der Heckscheibe ihres Wagens sieht. Die Frau mit dem Fisch ist Pastoralreferentin. Sie habe auch schon erlebt, dass sie für eine Außendienstmitarbeiterin der Fisch-Imbisskette „Nordsee“ gehalten wurde, erzählt sie später im Gespräch des

Seelsorgeteams. Das Symbol der Urchristen wird nicht mehr auf der Straße erkannt, überhaupt ist das Christentum in Deutschland vor allem als Religion des „Nicht-Mehr“ öffentlich präsent: Nicht einmal mehr fünfzig Millionen Deutsche sind Mitglied einer der beiden großen Kirchen, nicht einmal mehr jeder registrierte Christ kennt seine Pfarrerin oder seinen Priester persönlich, nicht einmal mehr jeder Katholik lässt sich kirchlich beerdigen, nicht einmal mehr jeder evangelische Christ weiß, welcher Geschehnisse am Reformationstag gedacht wird, neun von zehn

Kirchenmitgliedern gehen nicht mehr sonntags in den Gottesdienst. Früher, wann immer das gewesen sein mag, war anscheinend mehr Glaubenspraxis, mehr Glaubenswissen und überhaupt mehr christliche Selbstverständlichkeit unter den Deutschen.

„Von wem gehen die wichtigsten Impulse für die Gestaltung unserer Zukunft aus?“, fragte das Institut für Demoskopie Allensbach im Jahr 2011. Zwei Prozent der Befragten nannten die evangelische Kirche, vier Prozent die katholische; damit belegten die Kirchen die letzten beiden Plätze in trauter Ökumene der Abgeschlagenheit. Ganz vorn landeten Ingenieure, Techniker und Naturwissenschaftler. Selbst Schriftstellern trauten siebzehn Prozent der Befragten Zukunftsimpulse zu – ein Wert, von dem Bischöfe nur träumen können, wenn sie denn überhaupt träumen wollen. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Reinhard Cardinal Marx mag das Klagegedicht des Nicht-Mehr nicht mehr hören. Die hohen Austrittszahlen seien eben eine Nebenwirkung der Freiheit, sagt er, ein Gewinn also.

KONKURRENZ FÜR DEN KIRCHENCHOR

Doch bei denjenigen, die sich in Gemeinden engagieren, ist das Verlustgefühl stark. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, heißt ein bekannter Kanon. Es ist schwierig geworden, überhaupt zwei oder drei zu finden, die sich regelmäßig versammeln wollen im Bibelkreis, in der Bücherei, beim Pfarrfest, im Kirchenchor. Christsein in der Gemeinde gilt als Frei-

zeitbeschäftigung, die mit vielen anderen Angeboten konkurriert – und oft verliert.

Auch in der großen Öffentlichkeit ist das Christliche nichts mehr für jeden Tag, sondern etwas für existenzielle Ausnahme-situationen. Rituell tauchen Debatten über das „C“ in der CDU auf, und der Konsens lautet meistens: Das „C“ sei irgendwas mit Werten, mit dem christlichen Menschenbild, mit den Grenzen menschlichen Handelns am Anfang und am Ende des Lebens. Christentum wird im politischen Betrieb zu einer Art ethischer Putzhilfe. Diese Dienstleistung professioneller Christen ist gefragt, wenn Gewissensentscheidungen über Leben und Tod, über Krieg und Frieden anstehen. Christen sitzen in Ethikräten und Talkshows. Dort sollen sie sagen, ob assistierter Suizid nicht doch moralisch sauber erlaubt sein kann und Waffenlieferungen an die Anti-IS-Kämpfer zu rechtfertigen sind. Sie sind zuständig für die Thomas-von-Aquin-Zitate oder Dietrich-Bonhoeffer-Worte, die in der politischen Routinesprache keinen Platz haben.

Schwerer, als das Nicht-mehr zu diagnostizieren, ist es jedoch, jenseits der Floskeln zu beschreiben, was das Christentum ist. Derzeit wird auch das vor allem ex negativo bestimmt. DAS christliche Erkennungszeichen ist neben dem eingangs erwähnten Fisch das Nazarener-N. Wer dieses N in sein Facebook-Profil aufnimmt oder es auf dem T-Shirt trägt, macht darauf aufmerksam, dass anderswo Christen wegen ihres Glaubens verfolgt und ermordet werden. Oft verbindet sich damit der Vorwurf, dass die Medien diese Opfer ignorieren und als Berichterstattung über das Christentum lieber den tausendsten Beitrag über den Bischof von Limburg verbuchen. Um eine Gegenöffentlichkeit

zu schaffen, machen E-Mails die Runde, in denen detailliert geschildert wird, wie der IS Kinder tötet, die nicht bereit sind, Jesus abzuschwören. So verständlich es ist, auf das Leid im Irak und in Syrien aufmerksam zu machen, so selbstverständlich dürfte es für jeden menschenrechtssensiblen Bürger sein, Christenverfolgung abzulehnen. Sich über die Grausamkeit anderer, in diesem Fall islamistischer Gewalttäter, zu definieren, kann als Identitätsmerkmal des Christlichen nicht ausreichen.

Was aber bewegt Christen, was empfinden sie als das Eigene, das Wesentliche, das Unverwechselbare, das für die Gesellschaft Bereichernde? Christen sind kaum darin geübt, diese Fragen zeitgemäß zu beantworten. Gemeinhin wird der Weg von der allseits bekannten Menschlicher-Gemeinschaft zum mutmaßlichen Angelsportverein mit dem Passepartout Säkularisierung beschrieben. Dabei gerät leicht aus dem Blick, dass im angeblich säkularisierten Deutschland mehr religiöse Akteure denn je unterwegs sind: weltumspannende wie das Judentum, der Islam und der Buddhismus ebenso wie esoterische Kleinstgruppen. Schutzengel und Naturgötter bevölkern den Luftraum über Deutschland, heilende Steine liegen in deutschen Schlafgemächern, Yin- und Yang-Figuren baumeln unter den Rückspiegeln von Limousinen made in Germany. Ist das eine Konkurrenz für das Christentum, eine Bedrohung, bedeutet dies, etwas abgeben zu müssen?

Aber abgeben wovon? Es ist bequem, unbeirrt in Sonntagsreden von „unserer“ christlich-jüdischen Leitkultur zu sprechen, obwohl der stilisierte Fisch im Alltagstest schon längst auf dem Parkplatz durchfällt. Es ist auch bequem, sich in kirchlichen Binnen-Debatten und Selbst-

beschäftigungskreisen zu ergehen. Das entlastet vom Blick aufs große Ganze. Dabei fängt Christsein zunächst einmal für jeden Einzelnen ganz oben an. Christsein hat, schlicht formuliert, etwas mit dem Glauben an Gott zu tun. Daraus leiten sich Entscheidungen im privaten Leben und gesellschaftspolitische Interventionen ab. Christsein heute bedeutet, für eine Gesellschaft zu werben, die auch nach oben offen ist, und zwar mit frischen Argumenten, nicht mit Besitzstandswahrsätzen wie „Das Staats-Kirchen-Verhältnis hat sich bewährt“.

GOTT, EINE FEINSTAUBSCHLEUDER?

In Schleswig-Holstein gelang es im Herbst 2014 nicht, den Halbsatz „in Verantwortung vor Gott“ in die Landesverfassung aufzunehmen. Gegner des Gottesbezugs überschrieben ihre Initiative mit dem Claim einer „Verfassung für alle“. Als sei Gott eine Feinstaubschleuder, die freies Atmen für alle unmöglich macht. Gott löst zunehmend Allergien aus, er gerät in den Verdacht, ein Schadstoffproduzent zu sein, der gegen das Ziel der religiösen Klimaneutralität verstößt. In Hamburg öffnete kürzlich eine Kirche ohne Gott ihre Türen, das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* widmete dem „Glauben ohne Gott“ eine Titelgeschichte.

Die Kirchen mit Gott sind immer noch großflächiger präsent als jene ohne. Sie haben garantierte Rechte, von der Kirchensteuer bis zur Sendezeit im öffentlichen Rundfunk. Es wird aber in einer gottesallergischen Umgebung nicht reichen, die übliche Dreifaltigkeit der

Argumente für diese Sonderrechte auszubreiten. Diese Dreifaltigkeit lautet: 1. Das war schon immer so. 2. Kennen Sie nicht das Böckenförde-Diktum, wonach der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann? 3. Und wenn Sie zu links sind für Böckenförde, dann denken Sie daran, dass sogar Jürgen Habermas Religion für eine wichtige Ressource der Gesellschaft hält.

„PROPOSER LA FOI“

Christsein ist zuallererst keine Aufgabe für Staats- und Verfassungsrechtler, auch keine für kirchliche Lobbyarbeiter. „Den da oben“ ins Gespräch zu bringen, ist Aufgabe aller, die sich zu ihm bekennen. Mit „Proposer la foi“ war ein Hirtenbrief französischer Bischöfe von 1996 überschrieben. Den Glauben vorschlagen, das kann der zarte, keineswegs zaghafte Versuch sein, der Gesellschaft Gott als Deutungsmöglichkeit anzubieten und damit den Himmel offen zu halten. Das klingt sehr bescheiden, fast buddhistisch sanft und angreifbar für alle, die ständig ein „entschiedenes christliches Bekenntnis“ fordern. „Proposer la foi“ ist jedoch eine weit anspruchsvollere Aufgabe als der Glaubensbefehl und -gehorsam früherer Tage. Was sagen Christen glaubhaft über die Liebe, in einer Gesellschaft, die empfänglicher für den Computeralgorithmus einer Online-Partnervermittlung ist als für den Gedanken, es könnte ein Abbild der göttlichen Liebe zu den Menschen geben? Was sagen Christen zum Wert des Lebens, wenn ein Baby ein Projekt und ein Sterbender eine Last ist?

Die wenigsten Christen können außerhalb von geschützten Räumen darüber sprechen, was es für ihr Leben bedeutet, an Gott zu glauben und den Menschen nicht für allmächtig, aber auch nicht für all-ohnmächtig zu halten. Sie haben das Reden darüber an die Profis in den Kirchen delegiert. Der Politologe Andreas Püttmann sagte kürzlich in einem Vortrag mit der Leitfrage, wie „wir“ christliche Themen zur Sprache bringen können: „Erklärungsbedürftig ist nicht, warum so viele, sondern warum so wenige Leute aus der Kirche austreten.“ Die Kirchen genießen Umfragen zufolge wenig Vertrauen, aber ihr soziales Wirken wird geschätzt. Sie leben von dem verbreiteten Gefühl: Es ist gut, dass die da sind, damit sich wenigstens eine große Institution um Schwache, Arme und Kranke kümmert.

JESUS – ALS GUTER TYP AKZEPTIERT

Es fehlt Christen an einem Selbstbewusstsein, das mehr ist als diese diffuse Sozial-Agentur-Dankbarkeit. Es mangelt eine Selbstverständigung darüber, was sie bewegt und was sie gesellschaftlich bewegen wollen. Das hat auch damit zu tun, dass viele Glaubensgewissheiten bei Katholiken wie Protestanten ungewiss geworden sind. Dass Jesus Gottes Sohn ist, dass er auferstanden ist von den Toten, dass er richten wird die Lebenden und die Toten, all das ist unter den 48 Millionen Kirchenmitgliedern keineswegs Konsens. Ungeteilte Zustimmung bekommt allein die Bergpredigt, weniger als konkrete politische Handlungsanweisung, aber als prinzipiell gute Idee fürs menschliche

Zusammenleben. Jesus ist als guter Typ allgemein akzeptiert, als Kunder der Nächstenliebe.

Dass Papst Franziskus Katholiken wie Nicht-Katholiken rührt, hat mit seinem Jesus-Appeal zu tun. Franziskus kann, was viele Christen in Deutschland nicht können: über den Glauben sprechen, aus dem Glauben heraus handeln, spontan, herzlich, gewinnend, lachend, ohne Aggressivität und ohne Angst vor dem Urteil der Besserglauber. Er schreibt keine theologischen Bücher über den Begründer der christlichen Religion, er nimmt den Ballast weg, der sich in zweitausend Jahren Kirchengeschichte über der Bergpredigt

aufgetürmt hat. Franziskus ist trotz des bescheidenen Auftretens ambitioniert. Er verlangt Einsatz von jedem für jeden, er verlangt von seinen Hierarchen Macht- und Kontrollverzicht, er verlangt von der Basis, dass sie das Evangelium ernst nimmt im Leben. Ausreden von wegen „Die da oben nehmen es ja auch nicht ernst“ duldet er nicht.

Eine Gesellschaft nach oben offen zu halten, das bedeutet auch: offen für das Nicht-Zahlbare, Nicht-Messbare, Nicht-Bewertbare, Nicht-Okonomisierbare, für das Andere. Das aber geht nicht gegen die Anderen. Was Christen bewegt, bewegt Menschen.

Erratum

Die aktualisierte Fassung des Beitrages von Jonas Grätz und Edward Hunter Christie „Wie Kante zeigen“ wurde in der Druckfassung der Ausgabe 528 „Kalter Krieg?“ versehentlich nicht berücksichtigt. Die gültige Textversion findet sich jedoch unter <http://www.politische-meinung.de/33.19176>. Die Redaktion bedauert das Versehen!

Viel Lorbeer

—

Eine Reflexion aus Anlass der Verleihung des Literaturnobelpreises

MICHAEL BRAUN

Geboren 1964 in Simmerath, Leiter des Referats Literatur der Konrad-Adenauer-Stiftung Sankt Augustin und außerplanmäßiger Professor für Neuere deutsche Literatur und ihre Didaktik an der Universität zu Köln.

Jedes Jahr am 10. Dezember schaut die literarische Welt nach Stockholm. Dort wird der Nobelpreis für Literatur vergeben. Herta Müller war 2009 die dreizehnte in der Reihe deutschsprachiger Preisträger – und die dritte deutschsprachige Autorin innerhalb von zehn Jahren. Der Nobelpreis, der so alt ist wie das 20. Jahr-

hundert, ist die weltweit höchste, angesehenste und mit umgerechnet einer Million Euro höchstdotierte Literaturehrung, die ein Schriftsteller zeitlebens erfahren kann, ein „Weltpreis“ (Thomas Mann). 2014 erhält ihn ein hierzulande vergleichsweise Unbekannter, der französische Romanautor Patrick Modiano.

Der Nobelpreis krönt ein internationales Auszeichnungssystem, das zwar von Land zu Land verschieden, aber in keinem anderen Staat Europas so ausgeprägt ist wie in Deutschland: Deutlich über 600 Literaturpreise und Stipendien sind es hierzulande jährlich. Bis auf wenige Ausnahmen steht so gut wie jeder verstorbene Dichter von Rang mit seinem Namen für einen Preis. Ob das gut oder schlecht ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die einen befürchten, dass zu viele Preise das Genie in die Ecke treiben und das Mittelmaß fördern. Ingo Schulze hat einmal die vermeintliche Abhängigkeit des Preisträgers vom Sponsor des Preisgeldes angeprangert, Daniel Kehlmann kritisiert den kunstfeindlichen Wettlauf der Autoren, und Michael Lentz distanziert sich von neidvollen Kollegen. Die anderen sehen in der Preispolitik keine Überförderung, sondern eine existenzsichernde Maßnahme

für die Autoren sowie eine Kulturveranstaltungsform, von der alle profitieren. So viel verdient ein Autor durch Bücherverkauf und Lesungshonorare nicht, als dass er nicht des Lebensunterhalts wegen für jede literarische Förderung dankbar wäre.

DER POETA LAUREATUS

Das war so und ist tatsächlich noch immer so. Im Jahr 1341 wurde Petrarca auf dem römischen Kapitol zum Dichter-König gekrönt. Der Lorbeer des Poeta laureatus sicherte ihm nicht nur Ehre und Ruhm, sondern auch ein erkleckliches Einkommen. Im 19. Jahrhundert wurde diese Praxis durch ein differenziertes Preissystem höfischer und bürgerlicher Preisstiftungen abgelöst. Noch 1750 erhielt Klopstock vom dänischen König eine ordentliche Lebensrente. Die 1855 gegründete Deutsche Schillerstiftung, die satzungsgemäß „literarischen Talenten tatkräftig Beistand leisten sowie Schriftstellern im Falle schwerer Lebenssorge helfen“ wollte, unterstützte bereits im Gründungsjahr den Schriftsteller Otto Ludwig mit 400 Talern. Der 1859 gestiftete Schillerpreis – der erste seiner Art – war mit für damalige Verhältnisse opulenten 1.000 Goldtalern (ein Taler Gold entsprach 3,32 Mark) ausgestattet.

Heute bewegen sich die Dotationen für Literaturpreise im weiten Spektrum zwischen 2.000 und 40.000 Euro. Daneben gibt es einige undotierte Ehrengaben. Der Träger des Deutschen Bücherpreises, der in den Jahren 2002 bis 2004 auf der Leipziger Buchmesse verliehen wurde, erhielt statt des Schecks eine von Günter Grass gestaltete, acht Kilogramm schwere Bronzetrophäe, den sogenannten Bücher-Butt, der im Werk von Grass für Lebenserfahrung und „Weisheit“ steht.

Üblicherweise erhält der Preisträger vom Preisstifter neben dem Scheck eine Urkunde; im Gegenzug liefert er eine Dankesrede und seinen guten Namen. Insofern wird der Preisträger durch den Preis geehrt, umgekehrt wird der Preis durch den Preisträger geadelt. Dieses Ritual der Gabentauschlogik ist ein erstaunlich stabiles Element im innovationsfreudigen Kulturbetrieb. Keine Feierstunde ohne das festgesetzte Ritual: Dazu gehören eine Laudatio auf den Preisträger, eine Dankesrede und der Akt der Übergabe des Preises, meist mit musikalischer Umrahmung.

PROMINENTE RITUAL-BRECHER

Interessant sind die Preisverleihungen, bei denen das Ritual infrage gestellt wird. Von Thomas Bernhard (1931–1989), dem *enfant terrible* der österreichischen Literatur, gibt es ein ganzes Buch über diese strategisch wichtigen Ritualbrüche namens *Meine Preise*, 1980 entstanden und 2009 veröffentlicht.

Bei der Verleihung des Grillparzer-Preises (1972) setzte er sich, weil ihn niemand in Empfang nahm, trotz in die Mitte des Saals statt in die erste Reihe, in Bremen hielt er (1966) die aller kürzeste Rede, die je ein Bremer Literaturpreisträger gehalten hat, beim Österreichischen Staatspreis für Literatur (1967) sprach er über die „Nichtigkeit aller Staaten“, beim Büchner-Preis (1970) verglich er das Gewicht der Urkunden der Preisträger. Robert Gernhardt (1937–2006) waren Literaturpreise so vergällt, dass er 1983 das Nobelpreiskomitee bat, ihn am besten gar nicht erst in Erwägung zu ziehen. Auch Walter Kempowski (1929–2007) hat in Weimar, auf einer Parkbank an der Ilm, darüber nachgedacht, warum Preise so oft zu früh oder zu spät kämen und was dies bei dem Autor anrichten könne. Diesmal hatte der Autor Glück, der lange Zeit als besserer Unterhaltungsautor und in die Literatur verirrter Archivar verkannt worden war. Mit seinen Überlegungen bedankte er sich im Frühjahr 1994 für den zwei Jahre zuvor von Bernhard Vogel, damals Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, ins Leben gerufenen Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Der kam jetzt für seine epochale Chronik *Das Echolot* genau zur „rechten Zeit“.

Dass der Preismarkt noch lange nicht gesättigt ist, zeigt der Deutsche Buchpreis. Die Entscheidung für Lutz Seiler im zehnten Jahr des mit 25.000 Euro dotierten Buchpreises ist ein Gütesiegel der deutschen Literatur. Seilers Roman *Kruso*, eine Robinsonade über Querdenker und Freiheitsliebhaber im Sommer 1989 auf der Insel Hiddensee, wirft Licht auf das 25. Gedenkjahr der Deutschen Einheit.

IM NEBEL DER NEUERSCHEINUNGEN

Auch 2015 werden die Buchpreisjuroren wieder 200 Romane in knapp vier Monaten zu lesen haben, bevor sie ihre Longlist und Shortlist ausrufen. Dieser Concours macht das Verfahren spannend. Listen sind Marketinginstrumente, ebenso wie die Blind-Date-Lesungen von Longlist-Autoren von Köln bis Sankt Petersburg; das Geheimnis, wer wo liest, wird erst am Tag der Lesung gelüftet. Natürlich haben Bestsellerlisten und Bestenlisten (was nicht dasselbe ist!) immer schon Lücken. Ibsen, Tolstoi und Zola wurden seinerzeit als Nobelpreiskandidaten abgelehnt. Dem Buchpreis fehlt die Lyrik, weil der Buchpreis eigentlich ein Romanpreis ist. Und die Gründe, warum in einer Jury der eine Autor vorgeschlagen wird und der andere ignoriert, verlieren sich im Nebel der Neuerscheinungen. Wenn im Schnitt pro Tag zwei Preise verliehen werden, müsste theoretisch jeder namhafte Autor – fast 800 stellt das *Kritische Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* derzeit vor – einmal im Leben einen erhalten können. Doch es gilt Marcel Reich-Ranickis Regel: „Preisgekrönt wird, wer preisgekrönt ist.“

AUFWIND FÜR DAS BUCH, NICHT FÜR DEN BUCHHANDEL

Nicht zuletzt werden die Preise, die es 2015 zu verleihen gibt, auch dem vergleichsweise alten Medium Buch Aufwind geben. Die Kulturstatsministerin Monika Grütters hat 2014 mit einem Preisgeld von rund einer Million Euro eine Dotation für unabhängige Buchhandlungen ausgeschrieben. Das Buch wird überleben, der Buchhandel nicht, befürchten einige. Jeder siebte Deutsche bestellt inzwischen Bücher im Internet. Den Online-Anbietern wird vorgeworfen, Empfehlungslisten zu manipulieren und die Lieferzeiten bestimmter Bücher an ihrer Rabattierung zu orientieren.

„Der Schriftsteller ist schreibend, kein Anstellbarer, weder für eine Ideologie noch für Anerkennung oder Geld. Gebraucht wird er von all jenen, die Leser sind [...] Es spielt dabei kaum eine Rolle, ob die Literatur wie vor Gutenberg und in bestimmten Kulturen und kleinen Sprachen eher mündlich weitergegeben wird, ob sie in Stein gemeißelt, auf Papier gedruckt im Bleisatz und gebunden oder elektronisch erfasst, auf Papier hundertfach kopiert oder auf dem E-Reader in den Kopf des Lesers gerät. Literatur entsteht ja erst im Kopf des Lesers“, sagte die Schriftstellerin Julia Franck auf einem Kulturabend der christdemokratischen Fraktion im Deutschen Bundestag am 24. April 2013.

Was bleibt? Literaturpreise sind ein Markenzeichen unseres föderalistischen Kulturbetriebs. Sie unterstreichen die Vielfalt des literarischen Lebens. Sie kurbeln den Buchverkauf an und geben der deutschen Literatur einen kräftigen Aufmerksamkeitsschub, wie die Nobelpreisverleihung an Günter Grass (1999) gezeigt hat. Zudem sind sie ein Instrument, um die Gegenwartsliteratur zu ordnen und lesenswerte Bücher anzuzeigen. Vom eigenen Lesen und vom selbstständigen Beurteilen der Bücher entbinden Literaturpreise nicht.

Literaturempfehlungen

Bernhard, Thomas: *Meine Preise*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009.

Deutscher Buchpreis 2009. *Leseproben*, Börsenblatt, Frankfurt am Main 2009.

Gernhardt, Robert: *Wege zum Ruhm. 13 Hilfestellungen für junge Künstler und 1 Warnung*, Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009.

Janetzki, Ulrich / Böde, Christina: *Preise und Stipendien. Handbuch für Autoren*, Quadriga Verlag, Berlin 2000.

Wiesand, Andreas J.: *Handbuch der Kulturpreise. 4. Neufassung des Standardwerkes zur individuellen Künstlerförderung 1995–2000*, Arcant Media, Bonn 2001.

AUSGEZEICHNET

DIE FORMEL ZUM ABHEBEN!

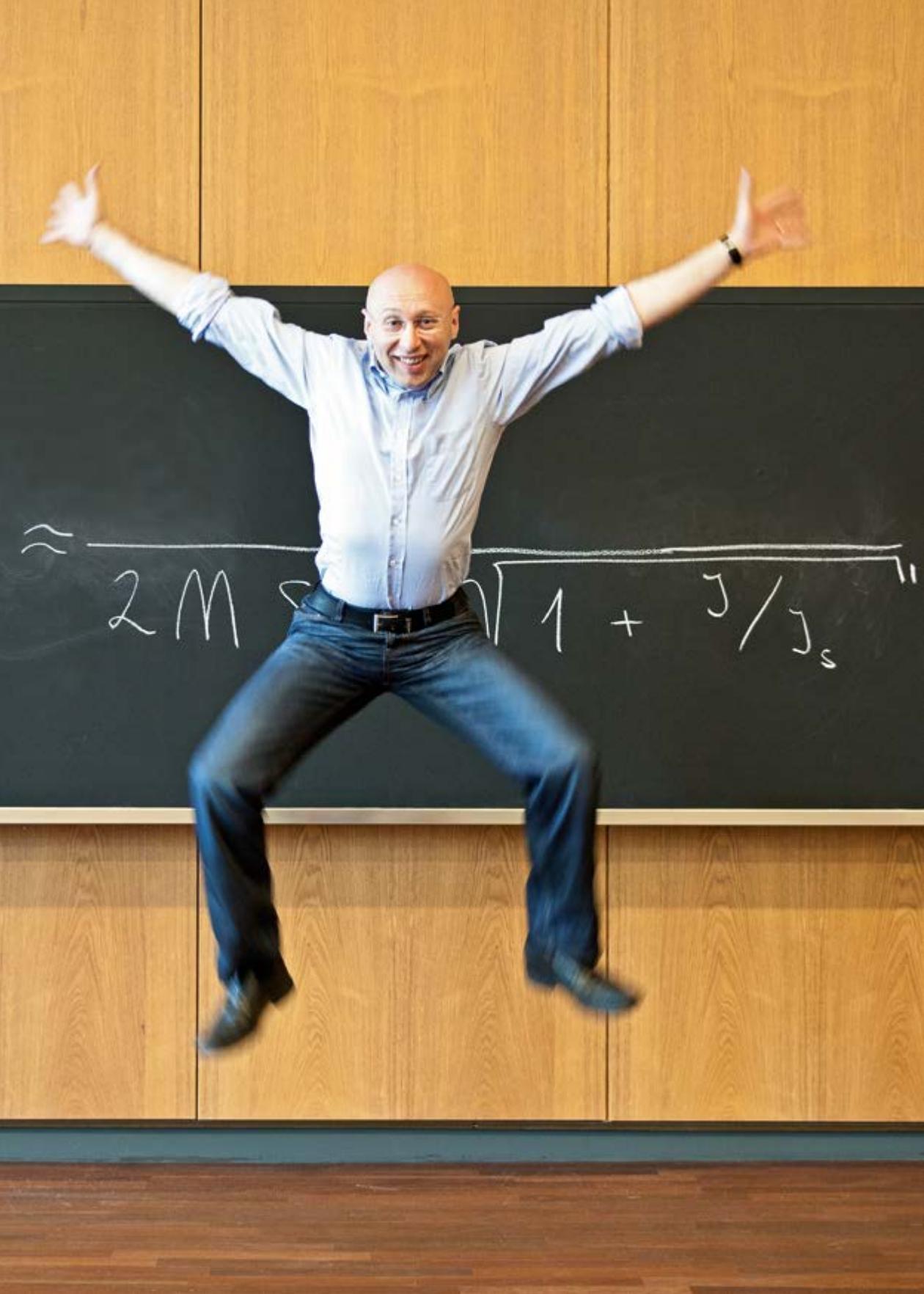
Stefan W. Hell, Nobelpreisträger für Chemie 2014, hat auf einer Tafel die Formel angeschrieben, mit der sich die Auflösung von Lichtmikroskopen so verbessern lässt, dass sie Details in lebenden Zellen schärfer zeigen als je zuvor.

Der heutige Direktor am Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie in Göttingen war von 1984 bis 1987 Stipendiat der Studienförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung sowie von 1987 bis 1990 Stipendiat der Promotionsförderung.

Die Verleihung des Nobelpreises findet traditionsgemäß am 10. Dezember, dem Todestag von Alfred Nobel, statt.

Foto: Friedrun Reinhold, Hamburg





$$\approx \frac{2M}{\sqrt{1 + \gamma/\gamma_s}}$$

Die nächste Ausgabe erscheint im Februar 2015
zum Thema

Volksparteien

Was sie erneuert

Hierzu schreiben unter anderen Peter Tauber, Ann-Kristin Kölln,
Matthias Jung und Elmar Wiesendahl.

IMPRESSUM

Nr. 529, November/Dezember 2014, 59. Jahrgang, ISSN 0032-3446

DIE POLITISCHE MEINUNG



Konrad
Adenauer
Stiftung

Herausgegeben für die Konrad-Adenauer-Stiftung von

Wolfgang Bergsdorf, Hans-Gert Pöttering,
Bernhard Vogel

Begründet 1956 von

Otto Lenz und Erich Peter Neumann

Geschäftsführung

Walter Bajohr

Redaktion

Bernd Löhmann (Chefredakteur)
Rita Anna Tüpper-Fotiadis (Redakteurin)
Redaktionsassistentz: Cornelia Wurm
Studentische Hilfskraft: Stefanie Kathrin Schäfer

Anschrift

Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin
Klingelhöferstraße 23, 10785 Berlin
Telefonnummer: (0 22 41) 2 46 25 92
Faxnummer: (0 22 41) 2 46 26 10
rita.tuepper-fotiadis@kas.de
cornelia.wurm@kas.de
www.politische-meinung.de

Verlag und Anzeigenverwaltung

Verlag A. Fromm,
Postfach 19 48, 49009 Osnabrück
Telefonnummer: (05 41) 31 03 34
Faxnummer: (05 41) 31 04 40
C.Brinkmann@fromm-os.de

Herstellung

Druck- und Verlagshaus FROMM GmbH & Co. KG
Breiter Gang 10–16, 49074 Osnabrück

Konzeption und Gestaltung

Stan Hema GmbH
Agentur für Markenentwicklung, Berlin
www.stanhema.com

Bezugsbedingungen

Die Politische Meinung erscheint sechsmal im Jahr.
Der Bezugspreis für sechs Hefte beträgt 50,00 €
zzgl. Porto. Einzelheft 9,00 €. Schüler und Studenten
erhalten einen Sonderrabatt (25 Prozent). Die Bezugs-
dauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern
das Abonnement nicht bis zum 15. November eines
Jahres schriftlich abbestellt wird. Bestellungen über
den Verlag oder durch den Buchhandel.

Das Copyright für die Beiträge liegt bei der Po-
litischen Meinung. Nicht in allen Fällen konnten
die Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Noch
bestehende Ansprüche werden ggf. nachträglich
abgegolten. Die Zeitschrift wird mitfinanziert durch
Zuwendungen der Bundesrepublik Deutschland.

Das Wunder von Berlin

Sonderausgabe der Politischen Meinung zur Friedlichen Revolution und zum Mauerfall vor 25 Jahren



ZU BEZIEHEN ÜBER DIE REDAKTION:
CORNELIA.WURM@KAS.DE

Die Sonderausgabe zum Mauerfall wirft einen unkonventionellen Blick hinter die Kulissen der Ereignisse von 1989 und eröffnet die Debatte zur historischen Bewertung von Deutschlands vielleicht glücklichster Stunde.

MIT BEITRÄGEN U. A. VON SABINE BERGMANN-POHL, BRUNO GANZ, REINER HASELOFF, STEPHAN KRAWCZYK, HANNS JÜRGEN KÜSTERS, KLAUS DIETER NAUMANN, HILDIGUND NEUBERT, ANDREAS RÖDDER, WOLFGANG SCHÄUBLE, RICHARD SCHRÖDER, WERNER SCHULZ, BERNHARD VOGEL

OKTOBER 2014, 5,00 EURO